www.Ottfried.de

OTTFRIED. Die Bamberger Studentenzeitung

Ausgabe 61
2. Juli 2008 // Jahrgang 13

03 08

5 **Campus** Abgeschafft: SoWi-Sprachkurse werden zum kommenden Semester eingestellt.

12 **Zur Sache** Abgefragt: Umfragen erteilen Studiengebühren eine klare Absage.

17 **Reportage** Abgehängt: Die Uni Bamberg ist nicht überall behindertengerecht.

28 **Welt** Abgereist: OTTFRIED-Redakteure berichten von ihrem Leben im Ausland.

Mitbestimmung ohne Mitbestimmer

Am 17. Juni hatten die Bamberger Studierenden die Gelegenheit, bei der Hochschulwahl ihren Willen auszudrücken. Scheinbar sahen dazu wenige einen Anlass. Die Wahlbeteiligung lag nur bei etwa 16 Prozent. Darunter leidet besonders die Legitimation der Studierendenvertreter.

Die eigentlichen Verlierer der Hochschulwahl sind nicht nur die einzelnen Kandidaten oder Hochschulgruppen. Vielmehr leidet die Legitimation der Studierendenvertreter unter der niedrigen Wahlbeteiligung. Bei Senat und Konvent lag die Wahlbeteiligung jeweils bei etwa 16,6 Prozent, das heißt nur jeder sechste der 8 380 stimmberechtigten Studierenden hat seine Stimme abgegeben. Übertragen auf die deutsche Fußballnationalmannschaft würde diese Prozentzahl bedeuten, dass gerade mal zwei Spieler auf dem Platz stehen. Also beispielsweise Poldi und Schweini allein gegen Spanien. Die höchste Wahlbeteiligung gab es an der Fakultät Humanwissenschaften (HuWi). Dort gingen 22 Prozent zur Wahl. „Diese positive Entwicklung ist vor allem auf das zusätzliche Wahllokal im Markushaus zurückzuführen“, sagt Christoph Ellßel, der zukünftige studentische Senator und Fachschaftssprecher der GuK (Fakultät Geistes- und Kulturwissenschaften). Die Verkürzung des Zeitraums der Hochschulwahl von zwei auf einen Tag hätte sich dagegen negativ ausgewirkt.

Fehlende Legitimation und Transparenz der Hochschulpolitik

Für Sascha Roth, den zukünftigen stellvertretenden Fachschaftssprecher der SoWi (Fakultät Sozial- und Wirtschaftswissenschaften), liegen die Ursachen tiefer: „Die Problematik hat zwei Seiten. Zum einen ist eine hohe Wahlbeteiligung wichtig für die Legitimität der studentischen Vertreter. Leider ist das komplexe System der Studierendenvertretung für das Wahlverhalten aber nicht gerade förderlich. Um die Studierenden zu erreichen, müssen wir mehr Transparenz schaffen und die Informationsleistung erhöhen. Andererseits müssen aber auch die Studierenden die vorhandenen Angebote nutzen.“

Christoph Ellßel wird Nachfolger von Vincent Gengnagel im Senat

Die bedeutendste personelle Veränderung ist die Neubesetzung des Postens des studentischen Senators. Christoph Ellßel löst Vincent Gengnagel ab. Er konnte sich als Kandidat der Liste 1, bestehend aus LAF (Liste für Asta & Fachschaften), GHG (Grüne Hochschulgruppe) und Jusos (Junge Sozialisten), deutlich durchsetzen. In seiner Amtszeit will er sich besonders für eine durchdachte Einführung der neuen Studien- und Prüfungsordnungen in den Masterstudiengängen und dem modularisierten Lehramt einsetzen. Sofia Förster, Spitzenkandidatin der alternativen Liste, einer Kooperation aus RCDS (Ring christlich-demokratischer Studenten) und LHG (Liberale Hochschulgruppe), hatte gegen Ellßel das Nachsehen.

Auch bei der Wahl zum Konvent verlor der RCDS Stimmen. Erstmals wird der Studentenbund mit keinem direkt gewählten Vertreter im Konvent vertreten sein. „Unpopuläre Entscheidungen wie die Einführung von Studienbeiträgen fallen aufgrund unserer Nähe zur bayerischen Staatsregierung negativ auf uns zurück“, analysiert ein Vorstandsmitglied des RCDS. Ebenfalls verloren hat die parteipolitisch unabhängige LAF, die mit nur noch vier statt sechs Mitgliedern vertreten sein wird. Zu den Gewinnern zählen GHG, USI und LHG. Sie haben jeweils einen Sitz dazu gewonnen. Allerdings stellt sich selbst bei den „Wahlgewinnern“ keine rechte Zufriedenheit ein. Wie auch, wenn nur jeder sechste der stimmberechtigten Studierenden seine Stimme abgab.

MARION WEBER

Mehr zum Thema Hochschulwahl lest ihr in einem Special auf den Seiten 2 und 3.

KOMMENTAR

Eine Welt ohne Nichtwähler

Wie kommentieren, was für sich schon Bände spricht? Die Ergebnisse der Hochschulwahl sind schockierend, wieder einmal. Die Wahlbeteiligung liegt inzwischen im fast nicht mehr messbaren Bereich. Doch als wäre das nicht schon genug, machen auch noch einige der wenigen Wähler ihr Kreuz an der falschen Stelle, sodass der Wahlzettel ungültig wird.

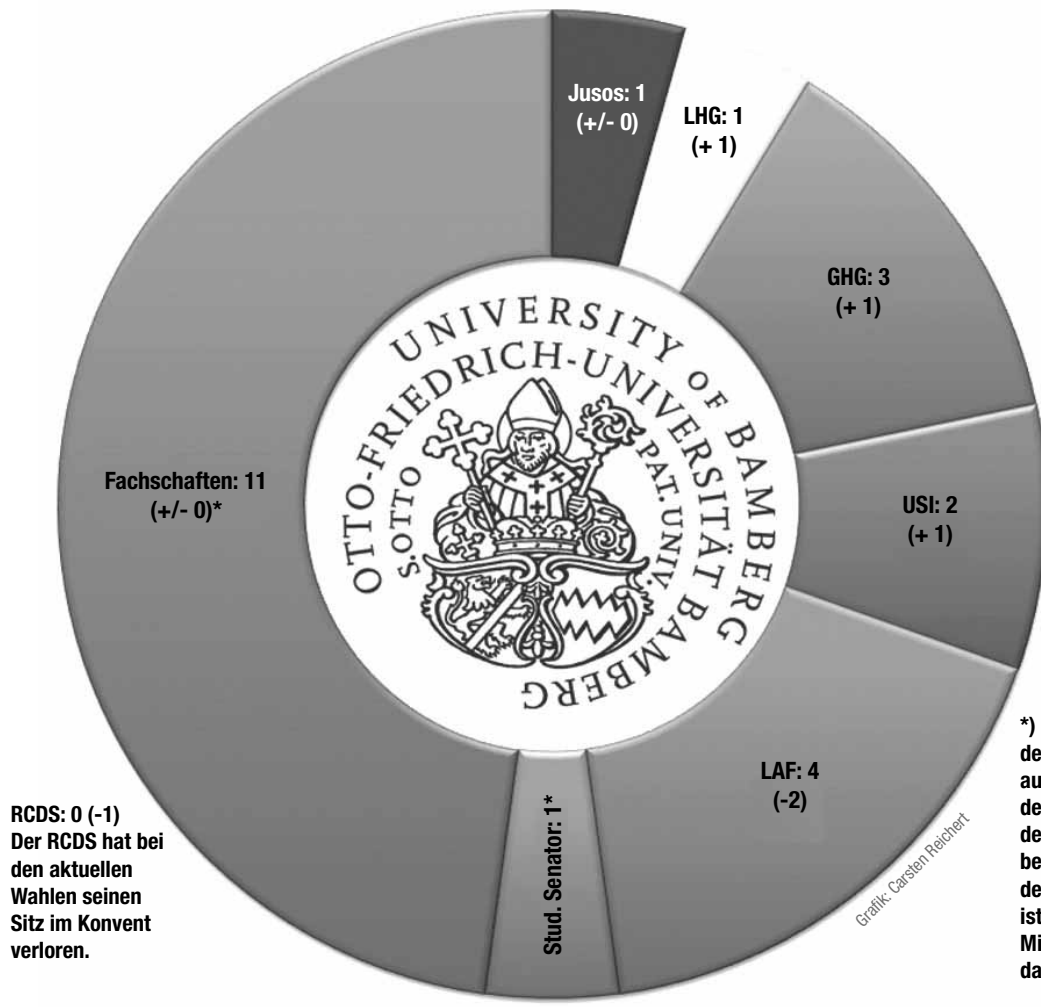
Viel schlimmer: der Nichtwähler. Dieses Ungeheuer! Unsozial, ungebildet, unfreundlich, uninteressiert und unpolitisch scheint dieses Wesen zu sein. Ohne ihn wären wir bei mindestens 100 Prozent Wahlbeteiligung! Wahnsinn! Ohne den Nichtwähler wäre einfach alles schöner. Die Hochschule wäre voll mit glücklichen, immer lächelnden und freundlich winkenden Studierenden. Das Lehrangebot, die Raumausstattung und die Lehrkräfte wären hervorragend. Es wäre der Himmel auf Erden, oder?

Naja, wenn man so darüber nachdenkt … Vielleicht ist der Nichtwähler doch nicht an allem schuld? Vielleicht sind viele Studierende auch aus Protest Nichtwähler? Vielleicht wollen viele bei einer Wahl ohne Optionen einfach nicht mitmachen? Und wieso wählen gehen, wenn man das Gefühl hat, mit der eigenen Stimme nichts bewegen zu können. Na gut. Dann ist eben das schöne Wetter schuld und die Fußball-Europameisterschaft und die von der Presse und die Falschwähler und diese …

Jürgen Freitag

Sitzverteilung im Studentischen Konvent

Die 23 Stimmen im Konvent werden von 20 Personen wahrgenommen, da manche Mitglieder doppelt delegiert sind, z.B. als Senator und Fachschaftssprecher.



RCDS: 0 (-1)
Der RCDS hat bei den aktuellen Wahlen seinen Sitz im Konvent verloren.

***) Die beiden Sprecher der Fachschaften sind automatisch Mitglieder des Konvents, ebenso der Sprecher des Fachbereichs Soziale Arbeit; der studentische Senator ist ebenfalls direkt als Mitglied im Konvent dabei.**

Die Qual der Wahl

16,6 Prozent Wahlbeteiligung. In den Fakultäten HuWi und KTheo wählte jeder Fünfte, bei den Informatikern sogar nur jeder Achte. Vor allem die Studierendenvertreter fragen sich nun: Wo liegen die Gründe? OTTFRIED hat bei Studierenden und Fachschaften nachgefragt.

„Ich möchte, dass meine Interessen vertreten werden." „Studenten sollten sich für Vorgänge ihrer Uni interessieren und ihre Meinung kundtun." So oder in ähnlicher Form äußerten sich von OTTFRIED befragte Studierende, die an der Hochschulwahl teilnahmen. Von den Wählern argumentierten viele, dass eine hohe Wahlbeteiligung wichtig sei, da Studierende in politischen Gremien ohnehin unterrepräsentiert seien.

Nichtwähler begründeten ihre Entscheidung überwiegend damit, den Termin oder die Kandidaten nicht gekannt zu haben oder nicht ausreichend informiert worden zu sein. Sie wünschten sich intensivere Werbung verbunden mit Wahlprogrammen. Allerdings waren einige der Meinung, dass der Einfluss der Studierenden generell nur theoretischer Natur sei.

Unverständnis bei den Fachschaften

Die Studierendenvertreter können diese Argumente teilweise nicht nachvollziehen. Rosemarie Fleck über die Bemühungen der Fachschaft SoWi: „Wir haben Plakate aufgehängt, bei der Vollversammlung wurde die Hochschulwahl thematisiert, E-Mails gingen am Freitag vor der Wahl über den Verteiler an alle Studierende, jeder erhielt die Wahlbenachrichtigung". Auch andere Fachschaften und die politischen Hochschulgruppen führten solche oder ähnliche Aktionen durch. Elke Sieghart von der Fachschaft KTheo betont, dass die Fachschaft gerne Auskunft gibt, zum Beispiel über die Einflussnahme der Studierendenvertretung in der Hochschulpolitik. Für Anregungen oder Kritik seien sie immer offen. Steffen Illig von der Fachschaft WIAI gibt jedoch zu, dass man früher mit der Wahlwerbung hätte beginnen können. Außerdem hätte man die Kandidaten ausführlicher vorstellen können.

Viele Studierende sind der Ansicht, dass sie nicht wirklich Einfluss auf hochschulpolitische Entscheidungen nehmen können. Sie fühlen sich in puncto Studiengebühren übergangen, Resignation ist spürbar. Vielen ist jedoch nicht klar, dass beispielsweise die Kommissionen zur Verteilung von Studiengebühren zu gleichen Teilen mit Professoren und Studierenden besetzt sind. Dadurch kann sich theoretisch keine Partei einfach durchsetzen.

„Wir ändern doch sowieso nichts"

Grundlagen für eine studentische Mitbestimmung sind also vorhanden, allerdings müssen Studierende Interesse mitbringen. Sollte man von seiner Vertretung in den Hochschulgremien enttäuscht sein, hat man die Möglichkeit und das Recht, seine Stimme abzugeben und damit zu protestieren.

Die Frage, warum nur wenige wählen, bleibt trotz allem. Sicherlich ist es notwendig, das Bewusstsein und Interesse für hochschulpolitische Themen zu schärfen. Andernfalls könnte die Uni eines Tages völlig fremdbestimmt sein.

SEBASTIAN BURKHOLDT

„Es fehlt denen an Kreativität“

Die Hochschulwahl ist gelaufen. Die Ergebnisse liegen auf dem Tisch und bereiten Kopfzerbrechen. Was ist schief gelaufen? Kann man den Trend zum Nichtwählen stoppen? Ottfried sprach mit Andreas Gruber, Wissenschaftlicher Mitarbeiter an der Professur für Politische Systeme.

Ottfried: Was sagen Sie den Studierenden, die nicht zur Wahlurne gegangen sind? Sollte man denn überhaupt wählen gehen?
Andreas Gruber: Erst einmal vorweg: Immer wenn man eigene Vertreter wählen kann, sollte man dies auch tun, egal auf welcher Ebene. Jeder, der sein Wahlrecht nicht ausübt, kann hinterher auch keine Ansprüche geltend machen oder irgendetwas kritisieren. Die Hochschulwahl ist allerdings weniger wichtig.

Zu Wahlen sollte man also gehen, nur zur Hochschulwahl nicht unbedingt?
Im Vergleich zu Bundestagswahlen oder Landtagswahlen sind Hochschulwahlen nicht so wichtig, aber auch zu denen sollte man natürlich gehen! Es steht nur nicht so viel auf dem Spiel.

Dieses Mal war die Wahlbeteiligung wieder sehr niedrig. Warum ist das so?
Früher wurde immer im Wintersemester gewählt, jetzt wird im Sommersemester gewählt, wo draußen schönes Wetter ist. Das wirkt sich natürlich nicht positiv auf die Wahlbeteiligung aus. Und dieses Jahr kommt noch hinzu, dass einfach andere Themen auf der Tagesordnung stehen, wie zum Beispiel die Fußball-EM.
Es gibt natürlich noch andere, wichtigere Gründe. Ich will niemanden kritisieren, aber wenn man sich anschaut, wie die politischen Hochschulgruppen das aufziehen, dann bin ich nicht verwundert über diese Ergebnisse. Die Fachschaften stellen in der Regel so viele Kandidaten auf, wie es Sitze gibt. Warum sollte ich also wählen gehen, wenn ich mir sicher sein kann, dass alle reinkommen?
Es gibt keinen Anreiz und es fehlt der kompetitive Charakter der Wahl. Es gibt einfach keine Auseinandersetzung! Einzig die Konventwahlen sind noch „richtige“ Wahlen. Dafür wissen die Leute aber nicht, was der Konvent eigentlich tut.

Die Fachschaften sind also schuld an der niedrigen Wahlbeteiligung?
Nicht unbedingt. Denn man kann ja nur wählen, weil es die Fachschaften gibt. Aber der Wahlmodus ist fraglich. Das personalisierte Wahlsystem als Solches ist gut. Doch das torpedieren die Hochschulgruppen, indem sie „Einheitslisten“ aufstellen.

Viele Studierende hatten den Eindruck, dass es keinen richtigen Wahlkampf gab. Was war Ihr persönlicher Eindruck?
Die Hochschulgruppen waren dieses Mal mit ein paar Infoständen vertreten, aber die große Mobilisierung hat gefehlt. Es fehlt denen an Kreativität! Die sollten ihre eigene Arbeit besser verkaufen. Die einzelnen Gremien haben ja sinnvolle und wichtige Aufgaben, aber dafür ist die Wahlbeteiligung wirklich erschreckend niedrig. Wenn die sich vor die Mensa stellen und Flyer verteilen, dann bekommt man bei den Flyermassen, die tagtäglich dort verteilt werden, doch gar nicht mehr mit, ob es um Blutspenden, Partys oder Hochschulwahlen geht.
Es findet kein Wahlkampf mehr statt und damit keine Wahlmobilisierung. Das ist ja schön, dass die alle so gut miteinander auskommen, doch dadurch leidet die Wahlbeteiligung. Auf der anderen Seite würde es dann vielleicht kein Fachschaftsgrillen mehr geben, weil man sich ständig streitet. Es geht vermutlich nur gute Stimmung oder hohe Wahlbeteiligung. Beides zusammen geht nicht.

Sie haben von wichtigen Aufgaben gesprochen, die die einzelnen Gremien wahrnehmen. Doch werden wirklich wichtige Entscheidungen nicht eigentlich ohne studentische Beteiligung gefällt?
Es mag schon sein, dass die großen Weichenstellungen nicht an der Universität Bamberg, sondern eine Stufe darüber getroffen werden. Wenn ich also gegen Studiengebühren bin, dann kann ich das bei der Hochschulwahl nicht zum Ausdruck bringen, sondern eher bei der Landtags- oder Bundestagswahl. Nichtsdestotrotz sind zum Beispiel studentische Vertreter im Fakultätsrat ein sehr gewichtiges Element. Wenn es seitens der Vertreter Einwände gibt, übergeht man die nicht einfach, sondern spricht noch einmal darüber. Und auch bei den Berufungsausschüssen ist das studentische Votum sehr wichtig.

Es gab wieder etliche ungültige Stimmen. Ist die Wahl zu kompliziert?
Ich glaube nicht, dass die Wahl zu kompliziert ist. Es steht auf den Wahlzetteln auch noch mal genau, was zu tun ist. Ich vermute, die Leute haben eben panaschiert, wo es nicht ging.

Wieso lässt man dann Panaschieren nicht einfach zu?
Das verstehe ich auch nicht. Ich sehe da keinen Grund, warum man das nicht darf.

Jürgen Freitag

NACHGEFRAGT

Geht ihr wählen?

Philipp Jonuscheit (21):
„Ja, ich war wählen, um die studentischen Vertreter zu legitimieren und um meinem Wahlrecht nachzukommen. Wenn die Leute nicht wählen, ist das schlecht für die Vertreter. Die letzte Wahl war in Sachen Beteiligung eher enttäuschend. Größtenteils liegt das wohl an der Faulheit der Studis.“

Isabel Kämpfer (21):
„Nein, weil ich viel zu wenig davon mitbekomme. Da stehen Leute mit Gummibärchen und Flyern, aber mehr nicht. Man sollte das Ganze mal erklären. Ich weiß gar nicht, wie das funktioniert, und das geht vielen so. Von meinen Freunden geht keiner wählen.“

Fotos: Jürgen Freitag

Henning Paul (23):
„Ich weiß es nicht. Ich habe keine Wahlbenachrichtigung bekommen und auch nicht genug Informationen. Mir fehlt außerdem die Transparenz, weshalb die Wahl auch kein Gesprächsthema für uns ist. Viele meiner Kommilitonen gehen nicht wählen. Bei den Vorbereitungen hätte man mehr Werbung machen müssen.“

Impressum

Ottfried, die Bamberger Studentenzeitung, erscheint zwei Mal im Semester, jeweils im Mai und im Juli bzw. im Dezember und im Januar. Zusätzlich erscheint im Wintersemester eine Erstsemester-Ausgabe.
Herausgeber und Redaktion verstehen Ottfried als unabhängiges Organ, das keiner Gruppierung oder Weltanschauung verpflichtet ist. Für namentlich gekennzeichnete Artikel übernimmt der Autor die Verantwortung.

Herausgeber & V.i.S.d.P.:
Jakob Schulz

Chefredaktion:
Anieke Walter, Philipp Woldin

Anzeigen: Nicole Flöper (verantwortlich)
anzeigen@ottfried.de

Redaktionsanschrift:
Ottfried,
c/o Jakob Schulz,
Untere Sandstraße 67,
96049 Bamberg
Tel.: 0163-1734101

ottfried@ottfried.de
www.ottfried.de

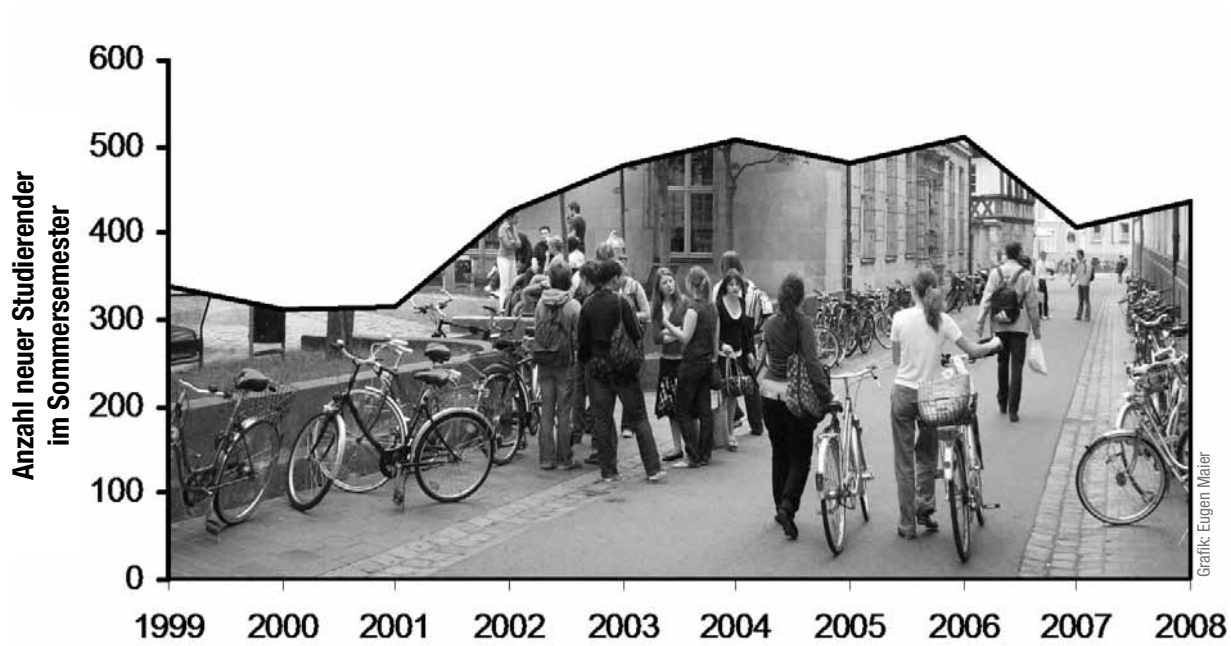
Layout und Redaktion:
Andreas Böhler, Sebastian Burkholdt, Angela Esterer, Mechthild Fischer, Nicole Flöper, Jürgen Freitag, Johannes Hartmann, Katharina Lampe, Kira Limbrock, Marc Hohrath, Eugen Maier, Katharina Müller-Güldemeister, Stephan Obel, Harriet Rampelt, Johanna Rapp, Carsten Reichert, Antonia Schier, Christine Schmäl, Johanna Schönhöfer, Daniel Stahl, Marion Weber, Rebecca Wiltsch, Jana Wolf

Mitarbeiter der Ausgabe:
Anja Bartsch, Christian Hellermann, Claudia Holzknecht, Anna-Lena Meyer, Bianka Morgen, Martin Pyka, Esther Stosch, Torsten Weller, Harald Wieser

Druck:
Meister-Druck,
96206 Lichtenfels
Auflage: 3 000 Stück

Studierendenzahlen schwanken

Im Sommersemester 2007 gingen die Neueinschreibungen an der Universität Bamberg um etwa 20 Prozent zurück. Die Uni-Leitung sieht keinen Zusammenhang mit der Einführung der Studiengebühren. Mehr noch, sie erwartet sogar einen Anstieg der Zahlen.



Im laufenden Sommersemester ist die Zahl neu immatrikulierter Studierender zwar leicht gestiegen. Diese Erfolgsmeldung steht jedoch im Kontrast zu einem negativen und sehr viel deutlicheren Einschnitt: Im Sommersemester 2007, also dem ersten Semester, in dem Studiengebühren erhoben wurden, war ein Rückgang der Neueinschreiber um etwa zwanzig Prozent im Vergleich zum Vorjahr zu verzeichnen. In Zahlen ausgedrückt: Es gab nur noch 408 statt 512 Kommilitonen, die im April ihr Studium an der Uni Bamberg begannen. Inwieweit das durch die Studiengebühren verursacht worden sein könnte, bleibt spekulativ.

Ausländische Studierende bleiben fern

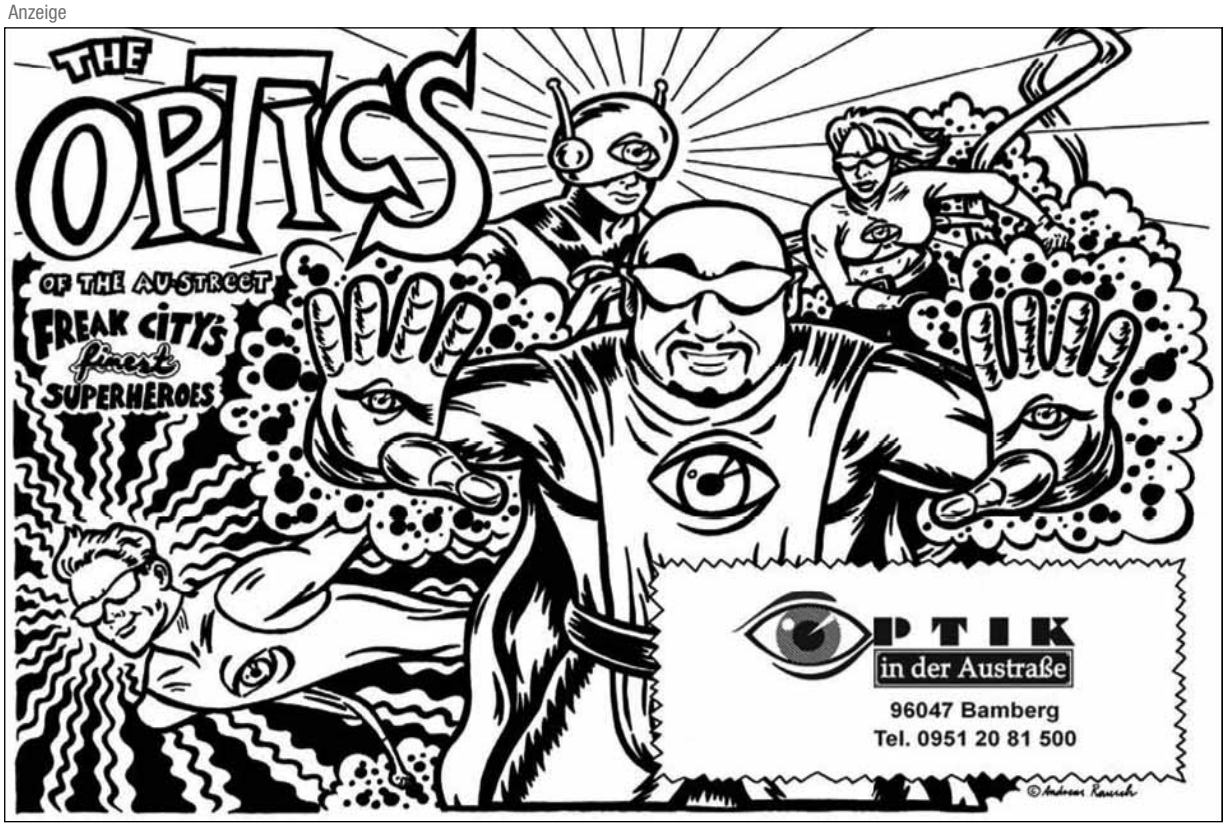
Angesichts dieser Entwicklung stellt sich die Frage, was die Zukunft bringen wird. Es sei jedoch noch zu früh, Prognosen über die Zahl der Studierenden aufzustellen, meint Prof. Godehard Ruppert, Präsident der Universität. „Drei Semester an Erfahrungen sind ein bisschen mager, zumal darunter noch zwei Sommersemester sind, die sich diagnostisch weniger eignen“, beschreibt er die statistische Sachlage.
Außerdem stelle die Umstellung der Studiengänge eine zusätzliche Größe dar, die man nicht so einfach einschätzen könne. „Seriöse Schlüsse kann man aus den Zahlen noch nicht ziehen“, lautet das Fazit des Präsidenten. Auch bei den Kommilitonen aus dem Ausland ist ein rückläufiger Trend zu beobachten. Hier ist sogar der Anstieg zum aktuellen Sommersemester ausgeblieben.
Trotzdem sei der Rückgang „erfreulicherweise nicht so deutlich, wie man ihn angesichts der Einführung der Studienbeiträge im letzten Jahr vielleicht hätte erwarten können“, konstatiert Dr. Andreas Weihe, Leiter des Akademischen Auslandsamtes. Dennoch seien durch die Gebührenpflicht gerade Studierende aus ärmeren Staaten „in massive finanzielle Probleme geraten“, so Weihe. Im Großen und Ganzen erwartet die Universitätsleitung, trotz des Wegfalls der Fakultät Katholische Theologie und des Fachbereichs Soziale Arbeit, für die Zukunft einen Aufschwung.

Langfristig wird ein Anstieg erwartet

„Wenn die Abiturienten nicht plötzlich alle ihre Liebe zum Handwerk entdecken und Schreiner oder Maurer werden, muss die Zahl steigen“, versichert Godehard Ruppert. Auch Professor Reinhard Zintl, Vizepräsident für Lehre, rechnet nicht mit Stagnation: „Für die Universität Bamberg ist sicherlich nicht ein Rückgang der Studierendenzahlen das Problem der nächsten Jahre, sondern, wie man den Ansturm des doppelten Abiturjahrgangs 2011 bewältigt.“

Eugen Maier

Anzeige



Nachtrag zum Israel-Interview

Anlässlich des 60. Jahrestags der Staatsgründung Israels sprach Ottfried in der Ausgabe 02/08 mit Professor Klaus Bieberstein über den Nahostkonflikt. Leider musste dieses Gespräch stark gekürzt erscheinen, zudem fühlte sich Professor Bieberstein teilweise falsch zitiert. Daher hat Ottfried nun noch einmal ausführlicher mit dem Theologieprofessor über den Nahostkonflikt gesprochen. Im Interview erklärt er, warum deutsche Medien den 60. Jahrestag des jüdischen Staates in den meisten Fällen begrüßten und wo die Ursprünge des Nahostkonfliktes liegen. Zudem schildert Bieberstein, wie Deutsche heute mit dem Nahostkonflikt umgehen können und wie langfristig eine Lösung für den Konflikt aussehen könnte.
Das Interview findet ihr unter der Rubrik „Campus“ auf Ottfried.de.

Jakob Schulz

SoWi-Sprachkurse fallen weg

Ab dem Wintersemester 08/09 fallen die zusätzlichen Grundkurse in Französisch, Italienisch, Spanisch und Russisch weg. Grund für diese Streichung ist ein Entschluss der Fakultät SoWi, zukünftig kein Geld mehr für das Sprachenangebot zur Verfügung zu stellen.

Noch im Februar 2007 hatte der SoWi-Fakultätsrat für die Bereitstellung von Studienbeiträgen in Höhe von 50 000 Euro für das Sprachenzentrum gestimmt. Damit konnten – zusammen mit weiteren 70 000 Euro aus gesamtuniversitären Mitteln – eine erweiterte Anzahl von Sprachkursen angeboten werden.

Keine Weiterfinanzierung geplant

Hinter der Geldspritze stand die Idee, vor allem Studierenden der Fächer Europäische Wirtschaft, Betriebswirtschaftslehre und European Economic Studies zu ermöglichen, sich das für die Wirtschaftssprachen notwendige Niveau B1 (rund drei Jahre Schulunterricht) anzueignen. Die Studierenden sollten die Chance erhalten, in alle angebotenen Wirtschaftsfremdsprachen einzusteigen – egal, ob jemand seine Kenntnisse auffrischen oder eine Sprache neu lernen will.
Gegen die Weiterfinanzierung der Kurse durch Studienbeiträge stimmten auch die Studierenden in der fakultätsweiten Kommission zur Verwendung der Studienbeiträge. Begründung seitens der Fachschaft: Das Sprachenzentrum verfüge über „unklare Finanzierungsstrukturen“ und könne keine Teilnehmerstatistik erstellen, die aufzeigt, wie viele Studierende aus welcher Fakultät kommen. Dies trifft jedoch nicht zu. Die Statistik kann auf Anfrage im Sprachenzentrum eingesehen werden.

Weitreichende Konsequenzen für das Sprachenniveau an der Uni

Zudem argumentierte die Fakultät SoWi, dass für die Finanzierung der allgemeinen Sprachausbildung die universitätsweite AG Studienbeiträge zuständig ist. Denn die Teilnahme an den Sprachkursen stehe ja für alle Studierenden der Universität frei. Auf den ersten Blick scheint diese Argumentation schlüssig: Warum sollte eine Fakultät zahlen, wenn auch Studierende aller anderen Fakultäten das Angebot in Anspruch nehmen können? Das Sprachenzentrum sieht dies allerdings anders: Die angehenden Sozial- und Wirtschaftswissenschaftler seien mehrheitlich in den Grundkursen vertreten und würden zudem Vorrang genießen. Studierende anderer Fakultäten konnten einen Kurs nur besuchen, wenn nicht genügend SoWi-Studierende das Angebot wahrnehmen.

Sprachenzentrum will keinen Etikettenschwindel

Mögliche Konsequenzen aus der Streichung sind klar: Studierende, die das B1-Niveau nicht erfüllen, könnten reihenweise durch die Wirtschaftssprachen fallen. Um das zu vermeiden, müssten in diesen Kursen die Ansprüche gesenkt und zuerst nur Grundkenntnisse gelehrt werden. Dafür allerdings müsste das „Wirtschaft-“ vor den „Sprachen“ verschwinden. Ansonsten würden die Kurse zwar als Wirtschaftssprachen angepriesen, wären aber nur Grundkurse. Das Sprachenzentrum spricht von einem „Etikettenschwindel“, den es nicht mittragen will.
Klar ist: Ohne Planungssicherheit und gesicherte Finanzierung können Sprachkurse auch in den folgenden Semestern nicht angeboten werden. Aus Sicht des Sprachenzentrums würde sich der Aufwand nicht lohnen. Auch die Fachschaft SoWi ist nicht sehr optimistisch. Ohne eine finanzielle Offenlegung und ein „attraktives Angebot“ vom Sprachenzentrum wird es keinerlei Gelder geben. Doch was ist ein attraktives Angebot? Die erweiterte Zahl an Grundkursen war zwar ein Schritt vorwärts, die Streichung allerdings zwei zurück.

Johanna Rapp

Fotos: Stephan Obel

¡Hola! ¡Mi no Espanol, porque universidad nixxe haben monetas!

Danke, Franke: Datenschutz wird verbessert

Ottfried berichtete über Datenschutzversäumnisse der Unibib. Sebastian Franke, Direktor der Universitätsbibliothek, versprach Änderungen.

Bisher wurden auf den Leihzetteln Benutzernummer und Name der Studierenden angegeben. Dank Social Communities, wie *StudiVZ*, konnte man mit Hilfe des Namens das Geburtsdatum herausfinden, was voreingestellt bei allen Studierenden unter anderem das Passwort für den Internetzugang in den Universitätsbibliotheken ist. Mit der Benutzernummer als Kennung und dem Geburtsdatum als Passwort konnte man sich nun kinderleicht in fremde Accounts einloggen und allerhand Unfug treiben.
Seit kurzer Zeit wird nun bei den Leihzetteln auf die Angabe der Benutzernummer verzichtet. Außerdem wurden alle Studierenden noch einmal per E-Mail darauf aufmerksam gemacht, ihr Kennwort zu ändern. Gegenüber Ottfried versprach Franke außerdem, dass beim Datenverkehr mit der Universitätsbibliothek demnächst das sichere https-Protokoll zum Einsatz komme.
Falls Ihr das Gefühl habt, dass es bezüglich Datenschutz oder auch anderer Themen an der Uni Missstände gibt, dann meldet Euch bei unserer Redaktion (*redaktion@ottfried.de*). Wir gehen der Sache für Euch nach!

Redaktion

Neues Zentrum für studentische Kultur

Ab dem 1. Oktober 2008 soll das studentische Leben in Bamberg bereichert werden. Das Kulturreferat der Studierendenvertretung plant ein Kulturzentrum. Für das Projekt suchen die Organisatoren noch weitere Geldgeber und Helfer.

Bambergs Studierende bekommen ein eigenes Kulturzentrum. Die Studierendenvertretung hat passenden Räume dafür gefunden. „Wir haben uns schon seit längerer Zeit darum bemüht, die Stadt hat uns jedoch nichts zur Verfügung gestellt", erzählt Sebastian Franke vom Kulturreferat der Studierendenvertretung Bamberg. Die 60 Quadratmeter großen Räumlichkeiten an der Schranne werden jetzt vom Studentenwerk Würzburg zur Verfügung gestellt und vom AStA Bamberg e.V. angemietet.

Der Anfang ist gemacht

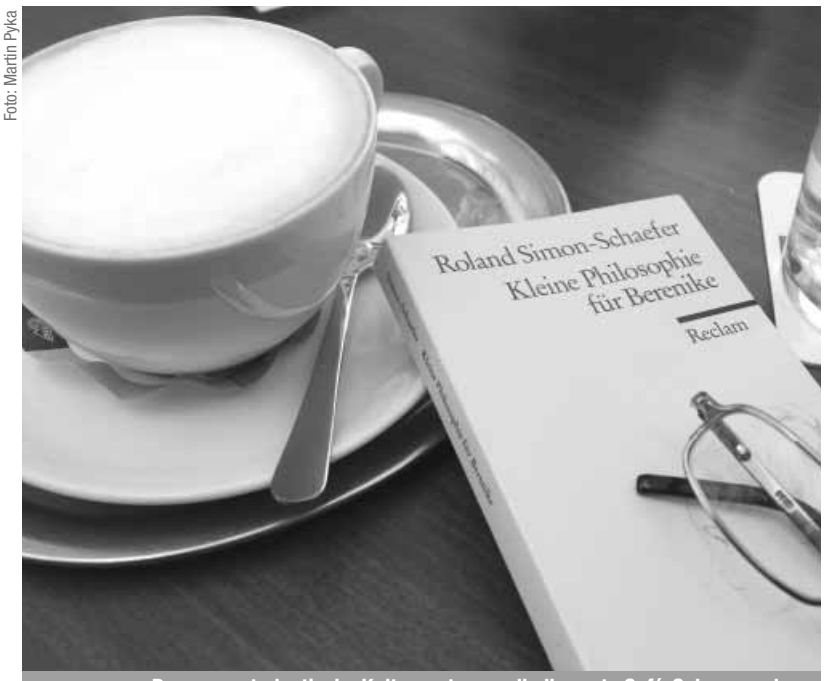
Wegen der bekannten Raumnot an der Universität wandten sich die Organisatoren an das Studentenwerk und auch die Stadtwerke werden das Projekt finanziell fördern. „Die nun gefundene Lösung ist eventuell nicht endgültig", so Franke. „Aber das ist auf jeden Fall ein Einstieg, damit wir zeigen können, dass wir so etwas schaffen." In dem geplanten Kulturzentrum sollen unter anderem Veranstaltungen der *Freien Universität* stattfinden. Auch Hochschulgruppen können die Räume nutzen. Außerdem sind Vorträge und andere kulturelle Veranstaltungen geplant. Ob im Kulturzentrum auch ein Café betrieben werden darf ist noch nicht ganz klar, sagt Michael Ullrich vom Studentenwerk Würzburg. Ein Grund dafür ist, dass bisher keine Toiletten vorhanden sind.

Tatkräftige Unterstützung gesucht!

Für weitere Geldgeber sei man jederzeit dankbar. „Wir brauchen unbedingt auch noch ehrenamtliche Unterstützung", betont Sebastian Franke. Interessierte Studierende können sich also bei der Studierendenvertretung melden (sprecherrat@sv.uni-bamberg.de), damit der Betrieb des Cafés reibungslos beginnen kann.

Andreas Böhler

Foto: Martin Pyka



Das neue studentische Kulturzentrum soll allererste Café-Sahne werden.

Anzeige

Rückmeldung nicht vergessen!

Während des Sommersemesters gibt es ja immer so einiges zu tun: Schwimmbad, Grillen, Bierkeller... Eins sollte man aber nicht vergessen: Die Rückmeldung für das Wintersemester! Wer sein Studium fortsetzen möchte, sollte dies allerdings fristgerecht tun. Die Rückmeldung erfolgt durch Überweisung des Studentenwerksbeitrags (42,- Euro), des Verwaltungskostenbeitrags (50,- Euro), des Beitrags für das Semesterticket (23,- Euro) und des Studienbeitrags (500,- Euro), insgesamt 615,- Euro . Dieser Betrag muss im Zeitraum vom 30. Juni bis 19. Juli 2008 auf folgendes Konto überwiesen werden, sonst droht die Exmatrikulation.

So müsst ihr die Überweisung ausfüllen

Empfänger: Otto-Friedrich-Universität Bamberg; Kontonumer: 380 1190 315; Bankleitzahl: 700 500 00; Verwendungszweck: Matrikelnummer/ 20082/Rückmeldung/Nachname/Vorname. Studierende, die sich von den Studienbeiträgen befreien lassen können, sollten dies rechtzeitig tun. Der Antrag und die Befreiungsbedingungen finden sich unter http://www.uni-bamberg.de/studium/studienangelegenheiten/studienbeitraege/befreiung_von_den_studienbeitraegen/.

Anna-Lena Meyer

„Ich war nie so begabt im Fußball“

John von Düffel ist verdammt unkompliziert. Interview mit Ottfried? „Klar. Am besten gleich jetzt, wenn Deutschland gegen Portugal spielt.“ Der Poetik-Professor erzählt, dass er früher Manndecker war, ihm Lügen zu anstrengend ist und er mit 70 vielleicht wieder studiert.

Foto: Daniel Stahl

Jogi Löw schreibt Geschichte, Ex-Manndecker John von Düffel schreibt Geschichten.

Vor einer Stunde hätte das noch keiner geglaubt. Deutschland führt 2:1 gegen Portugal. John von Düffel hat die Tore frenetisch bejubelt. Jetzt steht der diesjährige Bamberger Poetikprofessor im Biergarten und erzählt. Die zweite Spielhälfte läuft auf einem Fernseher im Hintergrund, alle paar Minuten geht ein Raunen durch den Griesgarten. John von Düffel lässt sich nicht aus der Ruhe bringen und spricht von Literatur, Selbstvermarktung und seiner Studienzeit. Über Fußball muss man heute natürlich auch reden.

Ottfried: Sie haben vorhin erzählt, Sie hätten auch Fußball gespielt, als Manndecker. Spielen Sie noch Fußball?
John von Düffel: Nee, ich hab damit aufgehört. Ich war nie so begabt im Fußball. Mein Fuß und der Ball sind nie so richtig Freunde geworden. Ich hatte Spaß an dem Mannschaftsgefühl und an der Taktik. In so einem Mannschaftsgefüge zu sein, das war für mich, der ich von Ausdauersportarten her komme, wo man einsam ist, schon toll. Aber das Verletzungsrisiko ist zu groß und auch die Organisation nicht so einfach. Man muss halt regelmäßig irgendwo sein, um Fußball spielen zu können.

Ist der Ausdauersport heute nur ein Ausgleich für Sie oder mehr?
Ich würde schon sagen, das ist produktive Kraft. Das heißt, im Prinzip ist er ein Heilmittel gegen geistige Verkrampfungen. Letztendlich aber hat es ja eine ganze Reihe von Analogien, oder – für mich – eine gewisse Nähe zum Schreiben. Und ich lerne eigentlich im Sport auch sehr viel darüber, wie ich mich in der Arbeit führen kann und muss, also wo ich von mir noch sozusagen Ressourcen und Reserven entdecke, die zu etwas führen können. Und vor allen Dingen lernt man ja, nicht aufzugeben. Man lernt, durchzuhalten.

Sie haben in Ihrer Poetikvorlesung viele Analogien zwischen Sport und Literatur hergestellt. Die des Vermarktens hat gefehlt. Das müssen Sportler genauso tun wie Literaten. Wie sehen Sie sich da?
Das ist richtig. Wobei das für mich nicht zum Produzieren oder zum Schreiben gehört, sondern leider eine zusätzliche weitere Funktion des Autors ist, dass man nicht nur Schriftsteller ist, sondern gewissermaßen auch sein eigener PR-Manager. Es gibt aber eine Erfahrung, die ich gemacht habe. Es macht keinen Sinn, den Leuten gegenüber irgendwas zu behaupten oder verkaufen zu wollen, was man nicht ist. So viel Intelligenz und Menschenkenntnis traue ich zumindest den Lesern zu, denen ich begegne. Das heißt also, die beste Vermarktungsstrategie ist immer noch die maximale Ehrlichkeit und Offenheit. So würde ich es sagen und so halte ich es zumindest. Und lügen wäre mir auch zu anstrengend, weil ich mir da immer merken müsste, was ich gesagt habe.

Es gibt einen Film, der Sie bei der Arbeit an Ihrem Roman *Houwelandt* begleitet. Wie viel war davon PR?
Als der Film gemacht wurde, gab es noch keinen Sender dafür und so weiter. Ich wusste nur, es gibt diesen Dokumentarfilmer, Jörg Adolph. Und er hatte noch gar kein Geld, als er anfing. Ehrlich gesagt war er mir als Freund und Begleiter wichtig. Ich war sehr müde und habe gezweifelt, ob ich es schaffen würde, als ich den Roman begann. Und ich dachte, ein Freund und jemand, der sich dafür interessiert, was ich mache, hilft mir, diese Strecke zu überstehen. Ich wusste, wenn er mitmacht, dass es für mich eine Verpflichtung ist, den Roman wirklich fertig zu schreiben. Vielleicht hätte er dann einen Film über einen nicht erscheinenden Roman gemacht, aber das wäre noch schlimmer gewesen. (lacht)

„Ich habe nie ein echtes Studentenleben gelebt“

Sie reden viel über das Schreiben. Sehen Sie das als Teil von Ihrem Job?
Wenn ich diese Poetikprofessur nehme, ist es für mich tatsächlich eine gewisse Herausforderung, mir über gewisse Dinge klar zu werden. Ich denke nicht über das Schreiben nach, während ich arbeite, so wie ich hier jetzt öffentlich darüber nachdenke. Dann arbeite ich einfach. Dann reflektiere ich nicht, was ich tue, sondern ich versuche, den nächsten bestmöglichen Satz hinzukriegen. Und woher der kommt, wie ich das mache, ist mir völlig egal. Hauptsache, er entsteht. Deswegen ist das jetzt eine Chance, zu reflektieren, was ich mache. Das ist etwas, was ich sonst nicht tue.

Sehen Sie sich dann auch in einer bestimmten Tradition, wenn man das Schriftstellertum betrachtet?
Es gibt natürlich Autoren, die mich sehr geprägt haben und von denen ich auch viel gelernt habe. Ich habe wie jeder schreibende Mensch erstmal gnadenlos mit Nachahmung begonnen. Die aller ersten Versuche waren ganz klar beeinflusst von Vorgängern. Das war aber auch wahllos. Es gab die Botho Strauß-Phase, es gab die Heiner Müller-Phase, es gab die Shakespeare-Phase. Und all das waren Autoren, an deren große Hand ich mich gehängt, und mit denen ich sozusagen ein bisschen Laufen gelernt habe. Aber es kommt der Punkt, wo man glaubt, man entdeckt seine Stärke oder seine eigene Qualität oder seinen eigenen Ton. Und von da an versucht man natürlich, sich eher loszulösen.

Sie waren als Student nicht gerne an der Uni. Würden Sie noch einmal studieren?
Ich habe nie ein echtes Studentenleben gelebt, weil ich einen großen inneren Druck hatte und aus der finanziellen Abhängigkeit von meinen Eltern raus wollte. Ich wollte auch wissen, wer ich bin, und das sozusagen durch Arbeit herausfinden. Natürlich arbeitet man an der Uni auch. Aber ich wollte mich nicht nur in der Virtualität des Universitären, sondern in der Wirklichkeit erproben. Ich war deswegen extrem ungeduldig. Und ich bin jetzt manchmal sehr traurig, dass ich vieles deswegen zu schnell gemacht habe. Dass ich mir gewisse Räume, die vielleicht so nie wieder kommen, nie genommen habe. Vielleicht gehöre ich irgendwann mal zu denen, die mit 70 studieren, ich weiß es nicht. (lacht)

Plötzlich springen im Griesgarten alle auf. Auch John von Düffel rennt zum Fernseher, um Michael Ballacks Tor zum 3:1 zu sehen. Manchmal muss man Prioritäten setzen.

Harald Wieser
Daniel Stahl

Das ungekürzte Interview mit John von Düffel lest ihr auf Ottfried.de.

ZUR PERSON

John von Düffel

John von Düffel wurde 1966 in Göttingen geboren. Im schottischen Stirling und in Freiburg studierete er Philosophie, Germanistik und VWL. 1989 promovierte er. Anschließend war er als Theaterkritiker, Dramatiker und Übersetzer tätig. Für seinen ersten Roman „Vom Wasser“ erhielt von Düffel beim Ingeborg-Bachmann-Wettbewerb 1998 den Aspekte-Literaturpreis des ZDF. Inzwischen hat er fünf weitere Bücher veröffentlicht. Daneben ist er seit 2000 als Dramaturg am Hamburger Thalia-Theater tätig, wo er 2005 die erste Bühnenfassung von Thomas Manns Roman „Buddenbrooks“ erarbeitet hat. In diesem Jahr wird ein Musical zum Film „Der Schuh des Manitu“ uraufgeführt, für das von Düffel den Bühnentext geschrieben hat.

Daniel Stahl

Foto: Stephan Obel

Bio billig, geht nicht? Geht jawoooohhhhllll!

Einkaufskorbpolitik

In einer Zeit, in der ein Lebensmittelskandal den nächsten jagt, greift man im Supermarkt gerne zu Bioprodukten. Diese tun zwar dem Körper gut, aber dem Geldbeutel weh. Ein paar Studierende haben nun in Bamberg eine Alternative ins Leben gerufen: Die so genannte Food Koop.

Hinter dem Begriff verbirgt sich eine Idee, die schon seit den 1970er Jahren in Großstädten wie Berlin, Bremen oder Hamburg kursiert. Das Prinzip ist einfach: Leute, die bewusster essen und einkaufen wollen, schließen sich zusammen, um ihre Lebensmittel direkt beim Bauern in der Region zu bestellen und selbst abzuholen. Die Praxis gestaltet sich allerdings schon etwas schwieriger. „Es ist von jedem Mitglied eine enorme Eigeninitiative gefragt“, sagt Elias Weinacht, Student der Politikwissenschaft und Mitbegründer des Projekts, „der verwaltungstechnische Aufwand ist riesig.“ Im Vordergrund steht der ständige Dialog mit den Bauern. Was wird geboten? Welche Menge ist verfügbar? Wie hoch ist der Preis?

Einsparung von 25 Prozent

Seit Anfang des Jahres beschäftigen sich um die zwanzig Studierenden mit diesen Fragen, wenn es darum geht, ihre Einkaufswünsche aufzunehmen und sich an die wöchentliche Bestellung zu machen. Momentan stehen hauptsächlich Brot, Getreide, Kartoffeln und Gemüse auf der Liste. „Das Projekt steckt im Moment noch in den Kinderschuhen“, so Weinacht, „wir wollen es so weit ausbauen, dass wir alle Produkte vom Bauern holen, die man täglich braucht.“ Im Idealfall also auch Milch, Käse und Fleisch. Im Gegensatz zum Bio-Laden spart man dabei bis zu 25 Prozent, Lohn- und Lieferkosten entfallen.

Völlige Unabhängigkeit

Der Preis ist nicht der einzige Vorteil. Durch den regionalen Bezug wird nicht nur ein persönliches Verhältnis zu den Bauern aufgebaut, sondern auch ein Bewusstsein für das eigene Essen entwickelt. „Es ist fairer gegenüber den Bauern und dir selbst“, ist Weinacht überzeugt, „ein bisschen Ideologie gehört hier dazu.“
Die Food Koop genießt völlige Unabhängigkeit, genauso wie ihre Mitglieder: Es gibt keine Mindestbestellung, die wöchentliche Teilnahme ist nicht verpflichtend. Mitmachen kann jeder. Interessierte sind immer montags um 20 Uhr im ImmerHin willkommen.

Katharina Lampe
Rebecca Wiltsch

„Man kann nicht nicht philosophieren“

Nach diesem Motto hat Professor Roland Simon-Schäfer nicht nur sein Berufsleben gestaltet. Kurz vor seiner Pensionierung traf Ottfried den Philosophen.

Foto: Kira Limbrock

Professor Roland Simon-Schäfer

Es gibt Interviewpartner, denen man jedes Wort herausprügeln muss, in der Hoffnung, wenigstens ein aussagekräftiges Zitat zu erhaschen. Und solche, bei denen man nicht nur 60 Zeilen, sondern ein ganzes Buch füllen könnte. Zu Letzteren zählt Philosophieprofessor Roland Simon-Schäfer, der nach diesem Semester eigentlich pensioniert ist. Eigentlich, denn ganz aufhören kann er noch nicht. Im Wintersemester 2008/2009 wird er ein Kolloquium und voraussichtlich ein Seminar geben. Außerdem betreut er noch einige Examenskandidaten und Doktoranden.

Einstündige Weltreise

„Oh, es regnet. Da werde ich mir gleich einen Schirm kaufen müssen. Die Dinger verschwinden bei mir ja ständig“, beginnt Simon-Schäfer das Gespräch lauthals lachend. Sein Büro bezeichnet er humorvoll als Abstellkammer. Immerhin gibt es hier Fenster, eine Mikrowelle und einen Kühlschrank. „Erzählen Sie doch einfach mal drauf los, wer Sie so sind“, fordere ich ihn auf und löse damit eine einstündige Weltreise, quer durch sein Leben, die Gesellschaft und das Studentenleben aus. „Ich bin Jahrgang 44, seit zwölf Jahren in Bamberg. Zuvor war ich in Düsseldorf, Braunschweig, Hannover, Hildesheim, Zürich und Magdeburg“, erzählt er. Studiert hat er in Köln und Bochum.
Was dachten seine Eltern, als er Philosoph werden wollte, frage ich ihn. Die Antwort kommt überraschend schnell, wie all seine Antworten: „Meine Eltern haben nicht ablehnend reagiert. Mein Vater war Kunstmaler und meine Mutter philosophisch, literarisch, sowie künstlerisch interessiert. Mit elf Jahren habe ich Meditationen von Descartes gelesen und war fasziniert. Und so habe ich von Anfang an Philosophie studiert, weil ich eben Philosophie studieren wollte.“
Die Tatsache, dass Philosophie heute oft als brotlose Kunst abgeschrieben wird, verärgert ihn auf der einen Seite. Andererseits kann er das gut nachvollziehen. „Ich glaube, ich komme aus einer Zeit, in der man sich noch keine Gedanken machen musste, wie man später sein Geld verdient. Jeder, der studiert hatte, bekam einen Job. Akademiker waren damals nun mal rar. Heute ist das anders“, gibt Simon-Schäfer zu bedenken.

Kritik am heutigen Elitedenken

Dabei schweift er dahin ab, was durch das heutige Elite-Denken alles falsch läuft: „Man kann doch nicht den Sinn des Lebens darin sehen, nur an der Börse zu hängen. Heutzutage werden wir durch Business aufgefressen. Bald wird man in der Mensa am Fließband essen, damit man schnell fertig ist und wieder studieren kann. Diese Art, die Menschen möglichst schnell durchs Studium zu jagen, macht vieles kaputt.“
Zeitdruck kennt Simon-Schäfer auf jeden Fall nicht. Schon länger als eine halbe Stunde unterhalte ich mich mit ihm. Er zeigt Fotos von seiner Tochter Berenike und seinem alten Bauernhaus in der Nähe von Trier. Während ich die Bilder betrachte, läuft er durch sein Büro und kommt mit einem Stapel Bücher zurück. „Das hier habe ich 1997 für meine Tochter geschrieben: „Kleine Philosophie für Berenike“, damit sie weiß, was ihr Papa so macht.“ Die anderen Bücher sind Übersetzungen.
„Was machen Sie eigentlich, wenn Sie mal nicht philosophieren?“ hake ich nach. „Dann stehe ich im Garten und gucke mir die Blumen an“, antwortet er lachend. „Als Philosoph hat man das Gefühl, man philosophiert so lange man lebt“, ergänzt er. „Und nach der Uni, wenn Sie jetzt in den Ruhestand gehen?“ „Da werde ich endlich all die Bücher schreiben können, die ich schon immer mal lesen wollte.“

Kira Limbrock

Foto: Stephan Obel

Hochkonzentriert: *Pragma*-Mitglieder tüfteln schon am nächsten Projekt.

Empirie statt Fass-Anstich

Gabriele Pauli tritt bei der bayerischen Landtagswahl gegen Ministerpräsident Beckstein in dessen Wahlkreis in Nürnberg an. Hat sie eine Chance? Wenn sie es genau wissen will, sollte sie bei der Bamberger Hochschulgruppe *Pragma* nachfragen, einer studentischen Politikberatung.

„O'zapft is!" Mit drei Schlägen hat der Bürgermeister im Festzelt das Bierfass angezapft. Das Bier fließt, das Volk ist zufrieden und deshalb freut sich auch der Bürgermeister. Denn nächste Woche wählt das zufriedene Volk ihn für weitere acht Jahre ins Rathaus. So sieht in vielen Gemeinden immer noch erfolgreicher Wahlkampf aus. Oder etwa nicht?

„Im kommunalen Bereich bestreitet man Wahlkämpfe oft aus dem Bauch heraus", finden Daniel Frerichs und Johannes Kimmel von der Studentischen Politikberatung *Pragma* aus Bamberg.

Mit wissenschaftlichen Methoden gegen das Bauchgefühl

Bürgermeisterkandidaten würden sich oft auf ihr Gefühl und die Erfahrungen der vorigen Wahl verlassen. Und darauf, dass es schon immer so funktioniert hat. Das möchte *Pragma* ändern: „Wir gehen das politikwissenschaftlich an." Mit gezielten Umfragen vor Ort testen die *Pragma*-Mitglieder die Stimmung: Welche Themen sind aus Sicht der Wähler wichtig, welche Stärken und Schwächen hat der eigene Kandidat? „Was wir machen ist keine Wunderwaffe, aber es ist wichtig, dass man im Wahlkampf keine Ressourcen für falsche Themen verschwendet", sagt Daniel.

Probieren geht über Studieren

Empirisch fundiert und objektiv nachvollziehbar, wie sie es beim Studium an der Uni Bamberg lernen, erheben die Wahlkämpfer ihre Daten. „Das Handwerkszeug, das wir in Bamberg lernen, ist da wichtig", sagt Johannes. Sind die Daten ausgewertet, entwickeln die Berater Strategien und begleiten den Wahlkampf auch weiterhin, zum Beispiel mit gezielten Umfragen bei Podiumsdiskussionen. Beim ersten richtigen Wahlkampf-Projekt von *Pragma* hat das gut funktioniert. „Wir wissen, dass wir da definitiv zwei oder drei Fehler verhindert haben", erzählt Daniel.

Der 26-Jährige studiert, wie fast alle seine Kollegen von *Pragma*, in Bamberg Politikwissenschaft. Vor rund einem Jahr gründete er gemeinsam mit Johannes Kimmel und anderen Kommilitonen die Studentische Politikberatung. „Es geht wirklich darum, praktische Erfahrungen zu sammeln", sagt Daniel. Jeder soll hier etwas lernen, Fragebögen erstellen und auswerten, mit Kunden sprechen.

„Wir wussten am Anfang natürlich nicht, wie das ankommt." Ein halbes Jahr lang mussten die studentischen Wahlkämpfer Kunden werben, Klinken putzen, Parteien überzeugen.

Im Sommer beginnt schon der nächste Wahlkampf

Der erste Auftrag war ein Projekt im bayerischen Kommunalwahlkampf im Frühjahr. „Das war wirklich ein Erfolg", erzählt Johannes. Die wissenschaftlichen Instrumente von *Pragma* gaben dem Wahlkampf Aufschwung. Und der Erfolg brachte neue Empfehlungen. Im Sommer sondieren einige *Pragma*-Mitglieder für eine Partei im bayerischen Landtagswahlkampf den Wählermarkt. Was dann kommt, ist offen. „Unser Ziel ist es, ein Gesamtkonstrukt zu haben, das ein ganzes Paket anbieten kann", erklärt Daniel. Dazu könnten fertig erstellte Homepages, Flyer oder Presseärbeit gehören. Außerdem will *Pragma* in Zukunft Workshops und Seminare organisieren. Bei so vielen Vorsätzen freut sich die Hochschulgruppe auch über neue Mitglieder.

Für Johannes ist die Politikberatung auf jeden Fall jetzt schon ein Erfolg. „Was wir hier machen, lernt man nicht mal im Praktikum."

Daniel Stahl

Mehr Infos gibt es im Internet unter www.pragma-beratung.de.

Löchriges Bewusstsein trotz Ozonloch

Kaum ein Begriff ist in letzter Zeit so präsent wie der Klimawandel. Düstere Prophezeiungen so weit das Auge reicht. Es ist zu spät, sagen manche. Wir schaffen das noch, sagen die meisten. OTTFRIED hat sich in Sachen Öko-Korrektheit an der Uni umgehört.

Wer schon mal im CIP-Pool war, hat den Rechner nicht nur ver-, sondern auch angelassen. Und warum auch nicht, die Uni zahlt ja. Oder wer auch immer. Man hat andere Sorgen. Und das blütenweiße Klopierpapier ist schließlich auch schöner als die fade, gräulich-triste Recyclingvariante. Das Gegenteil von gut ist bekanntlich gut gemeint. Aber macht die Uni sich diesbezüglich überhaupt Gedanken? Wird Umweltschutz hier ernst genommen?
Wer Thomas Klimach von der Grünen Hochschulgruppe (GHG) zuhört, kann kaum daran glauben. „Hier wird nicht mal der Müll getrennt“, so Klimach, der auch im Ökologiereferat der Studierendenvertretung sitzt. „Es gibt sporadisch gelbe Säcke, aber generell ist Umweltschutz an unserer Uni eher unpopulär“.

Nicht überall wird Umweltschutz in die Tonne getreten.

Foto: Martin Pyka

Recycling – ein Fremdwort

Tatsächlich existieren keine einheitlichen Konzepte zur Mülltrennung. Nur in den Büroräumen der Uni wird das Papier separat entsorgt. Immerhin: Energiesparlampen gibt es fast überall. „Grundsätzlich ist die Unileitung bereit, sich für Klimaschutzmaßnahmen an der Uni einzusetzen“, so Klimach, „Das wurde uns zumindest von der Kanzlerin auf einem Treffen zugesichert. Wir sind da aber noch skeptisch.“
In der Tat existieren bereits Pläne für energieeffizientere Baumaßnahmen an der Uni. So ist beispielsweise für den Neubau hinter dem Marcushaus geplant, Grundwasserkühlung einzusetzen. „Ein Konzept, das die Richtlinien der Energieeinsparungsverordnung von 2007 beim Primärenergiebedarf sogar um knapp 30 Prozent unterschreitet“, so Hubert Wagner vom Städtischen Bauamt Bamberg gegenüber OTTFRIED.
„Es wird auch wärmegedämmte Fassaden geben, ebenso wie dies bereits bei der TB4 geschehen ist.“ Dort sei, laut Fabian Franke, dem Direktor der Universitätsbibliotheken, der Energiehaushalt so effizient, dass eine Klimaanlage völlig unnötig wird. „Es wurde bewusst keine Kühlung eingebaut, da schädliche Auswirkungen für Mitarbeiter und Umwelt befürchtet wurden. Wir wollen auf möglichst natürlichem Weg die Temperatur halten“, beschreibt Franke das Konzept. Dazu dienen zum Beispiel die auffälligen Lamellen an der Außenseite der Glasfassade.
Auch für den Winter sei das isolierende Material mindestens genauso geeignet wie herkömmliche Baustoffe. „Das Klima ist spürbar besser als in der TB3“, versichert Franke und führt diesen Effekt auf die alternative Bauweise zurück. Die praktisch aus einem Raum bestehende Konstruktion sei optimal für energiearme Versorgung.

Verkrustete Strukturen behindern die Ökologiebemühungen

Für die Neubauten auf dem ERBA-Gelände seien ebenfalls energiesparende Baumethoden vorgesehen, so eine Sprecherin der zuständigen Stadtbau GmbH gegenüber OTTFRIED. Fazit: Auf dem Bausektor ist alles im grünen Bereich, dafür kriselt es umso mehr bei den Zuständigkeiten. So ist es zum Beispiel der Uni nicht möglich, ihren Strom von einem Ökostromanbieter zu beziehen, da die Versorgung vom Ministerium für Bildung und Forschung zentral vorgeschrieben ist. Auch der Einsatz von Solaranlagen, ein vom Ökoreferat gestartetes Projekt, gestaltet sich schwierig. Mit offenen Armen sei man nicht gerade empfangen worden, so die Referenten des Projekts. Die Anbringung der Zellen auf dem Dach der neuen Mensa sei problematisch, da es nicht mit dem Architekten vereinbart wurde. Das Dach der Feki sei dafür möglicherweise auch statisch zu schwach. Ein Antrag auf Baugenehmigung befindet sich derzeit irgendwo zwischen Unileitung und Bauamt. In der Innenstadt ist solch ein Projekt aufgrund des Denkmalschutzes der Weltkulturerbe-Altstadt ohnehin unmöglich.
Bürokratische Hürden sind jedoch nicht die einzigen Hindernisse bei der Arbeit des Referats. Von der Seite der Studierenden komme ebenfalls kaum Unterstützung, sagt Referent Tim Steinbart bedauernd. Das gelte für das Solarprojekt, aber auch für das Eintreten für Mülltrennung und mehr Bio in der Mensa. „Das sind alles keine neuen Forderungen“, so Steinbart. „Aber ausreichender Nachdruck ist bislang ausgeblieben.“

MARC HOHRATH
EUGEN MAIER

Anzeige

Kartenzahlung im Wintersemester

In der letzten OTTFRIED-Ausgabe berichteten wir über die geplante Kartenzahlung mit der universitären Chipkarte in der Mensa.
Nach weiteren Gesprächen mit dem Kartenhersteller Intercard plant das Studentenwerk Würzburg nun eine Einführung zum kommenden Wintersemester. Bis dahin soll die Lieferung der Kassensoftware abgeschlossen sein, bestätigt Michael Ullrich vom Studentenwerk Würzburg. Außerdem wird die Sicherheit der Karten weiter überprüft. Der Sicherheitsalgorithmus war von einem Computerclub geknackt worden, daraufhin wird nun das Softwareprogramm gewechselt. Man erhofft sich davon mehr Sicherheit und Schutz vor Betrügern. „Viel mehr als Essen gehen kann man aber auch nicht. Und das Risiko, mit der geklauten Karte entdeckt zu werden, ist sehr groß“, erläutert Ullrich.

NICOLE FLÖPER

Gewinnspiel

Keinen Bock mehr auf Fußball?
OTTFRIED verlost jeweils 3x2 Karten für die Basketball Super Cup Spiele am Freitag, den 4., und Samstag, den 5. Juli, in der Jako Arena!
Seid dabei, wenn die deutsche Nationalmannschaft, darunter Dirk Nowitzki, gegen Puerto Rico antritt. Neben diesen beiden Spitzenteams treffen auch Griechenland und Slowenien aufeinander.
Alle Teams nutzen das Spiel zur Vorbereitung auf das vorolympische Qualifikationsturnier in Athen. Am Freitag spielt um 18 Uhr Slowenien gegen Griechenland. Um 20.30 Uhr folgt das Spiel Deutschland gegen Puerto Rico. Am Samstag findet das Spiel um den dritten Platz und das Finale statt. Das erste Spiel beginnt um 16 Uhr, um 18.30 Uhr spielt Deutschland, egal, ob sie das Halbfinale gewinnen oder verlieren. Die Tickets gelten jeweils pro Tag für beide Spiele. E-Mail an *anzeigen@ottfried.de* genügt! Es gilt: First come, first serve!

NICOLE FLÖPER

Anzeige

Wer fragt, muss auch zuhören

500 Euro pro Kopf x fast 9000 Studierende x 3 Semester = eine Menge Geld. Wie diese Summen verteilt werden sollen, ist noch immer umstritten. Die Universitäts-Leitung wandte sich daher mit einer Online-Umfrage an die Studierenden.

Auch die Meinung der Bamberger Studierenden soll in die Debatte über die Verteilung der Studienbeiträge einbezogen werden. Laut Studierendenvertretern trifft das jedoch nicht den Kern des Problems. Seit dem Sommersemester 2007 erhebt die Universität Bamberg Studiengebühren. Doch auch nach fast drei Semestern ist über die Verwendung der Gelder nicht endgültig entschieden. Immer wieder beginnen die Diskussionen von neuem, wie die Gelder am sinnvollsten eingesetzt werden können.
Angesichts der beachtlichen Summen ist die Verteilung der Beiträge kein leichtes Unterfangen: Zwischen 6,5 und 7 Millionen Euro nimmt die Uni jedes Jahr ein. Drei Prozent davon wandern automatisch in einen Darlehens-Sicherungsfonds. Die restlichen circa 6,3 Millionen Euro sind damit Gegenstand der Verteilungsdebatte.

Foto: Jakob Schulz

Jetzt sollen Studierende helfen, die Gebühren optimal zu verteilen.

Auch Studierende werden gefragt...

Die Diskussionen über die Verwendung der Studienbeiträge werden zu weiten Teilen in der Arbeitsgemeinschaft (AG) Studienbeiträge geführt. Diese aus Studiendekanen und Studierendenvertretern zusammengesetzte AG entwirft Empfehlungen, die dann der Uni-Leitung vorgelegt werden. Diese Vorschläge wurden bisher unverändert angenommen. Dennoch liegt gesetzlich die endgültige Entscheidungskompetenz bei der Uni-Leitung.
Nun hat sich Professor Reinhard Zintl, Vizepräsident der Uni für Lehre, mit einem Online-Fragebogen an alle Studierenden gewandt. Diese Befragung soll ab jetzt durchgeführt werden und zeigen, wie zufrieden die Studierenden mit der Verteilung der Studienbeiträge seien, so Zintl.
Sind zusätzliche Tutorien sinnvoll? Brauchen wir neue Lehrkräfte oder sind die neu geschaffenen Dozenturen überflüssig? Sind längere Bibliotheksöffnungszeiten angemessen? Besonders die Antworten auf die Fragen in freier Formulierung des Fragebogens seien bei der zukünftigen Verteilung der Studienbeiträge relevant. Die Universität „wird diese Informationen dankbar aufnehmen, denn auf ihrer Basis kann man die Mittel gezielter einsetzen“, meint Zintl.

...doch zählt ihre Meinung überhaupt?

Die ersten Auswertungen der Online-Umfrage ergeben nun Folgendes: Obwohl 55,8 Prozent der Bamberger Studierenden seit der Einführung der Studienbeiträge zum Sommersemester 2007 deutliche Verbesserungen der Lehre feststellen, lehnen knapp 60 Prozent Studienbeiträge grundsätzlich ab. Zu hoch oder viel zu hoch finden 92 Prozent die Beiträge. Noch vor der Veröffentlichung dieser ersten Ergebnisse äußerte Zintl, die momentane Verteilung und Höhe der Beiträge für angemessen zu halten. Denn der Großteil der Gelder würde direkt in die Lehre fließen.
Ganz anders beurteilt Vincent Gengnagel die Situation. Als Studierendenvertreter sitzt er im Senat der Uni und hat selbst bei dem Entwurf der Online-Umfrage mitgearbeitet. Eine sinnvolle Verwendung der Studiengebühren ist laut Gengnagel nicht möglich, „da sie prinzipiell asozial wirken und Mitmenschen den Zugang zum Studium verbauen.“ Dass sich die Lehre auf Dauer verbessert, wenn der Uni mehr Geld zur Verfügung steht, ist für ihn eine Selbstverständlichkeit. Jedoch solle Qualitätsverbesserung in der Uni keine Geldfrage sein. „Prinzipiell sollten alle Statusgruppen einer Hochschule über die sinnvolle Verwendung von Geldern mitbestimmen können“, sagt Gengnagel. Damit sei die Qualität der Lehre an der Uni abhängig von dem Mitspracherecht der Studierenden und ganz entscheidend von der Höhe der Grundfinanzierung, die an allen Ecken und Enden fehle. Doch Gengnagel beobachtet, dass sich viele Studierende mit den Gebühren längst abgefunden haben. Es ist ihm wichtig, dass die Studierenden sich selbst nicht als Kunden begreifen, die für 500 Euro Bildung einfordern können. „Das Kollektivgut Bildung muss für alle kostenfrei sein.“

Jana Wolf

Mehr Infos

Wie die Online-Umfrage zu den Studienbedingungen an der Uni Bamberg genau ausging, lest ihr unter www.uni-bamberg.de/studium/evalu.
Die Ergebnisse der bundesweiten Umfrage zu Studiengebühren, Gebührenkompass 2008, gibt es auf der Seite www.gebuehrenkompass.de.

KOMMENTAR

Klare Worte für die Uni-Leitung

Fast zeitgleich wurden kürzlich die Ergebnisse der Bamberger Studienbedingungen-Evaluation und des Gebührenkompasses 2008 veröffentlicht. Der Gebührenkompass befragte 6100 deutsche Studierende zu Studiengebühren. Die beiden Umfrageergebnisse sind ein Weckruf für die (Bamberger) Gebührenunterstützer. In der Bamberger Evaluation lehnten 57 Prozent der Teilnehmer die Beiträge grundsätzlich ab. Noch deutlicher ist der Gebührenkompass: 63 Prozent der deutschen Studierenden sind gegen die Campusmaut. Und es kommt noch schlimmer für die Gebührenfreunde. Laut Gebührenkompass finden bundesweit mehr als 70 Prozent der Befragten, dass die Beiträge wieder abgeschafft werden sollten. Ob die Gebührenerhebung in Bamberg wieder eingestellt werden sollte, fragte die Uni Bamberg in ihrer Evaluation bezeichnenderweise gar nicht erst.

Stattdessen hebt die Uni in einer Pressemitteilung jetzt die Zufriedenheit der Bamberger mit der Verwendung ihrer Gelder hervor. Laut Gebührenkompass liegt Bamberg in dieser Hinsicht bundesweit auf dem vierten Platz. Doch das ist pure Augenwischerei: Bei einem Ergebnis von 4,55 (Schulnoten) im bundesweiten Durchschnitt erreicht Bamberg nur eine 3,9. Die Bamberger Studierenden haben den Gebühren eine saftige Absage erteilt. Jetzt ist es an der Uni Bamberg, dieses Ergebnis in die Praxis umzusetzen.

Jakob Schulz

Anzeige
Zeit für GUTE Schuhe
von Think + VA BENE + Loont's + Hartjes + Ganter u.a.
SCHUH-LECHNER
... natürlich bequem!
BA - JOSEPHSTR. 9 Tel 0951/201266 www.schuhlechner.de
Bus 5 min Luitpoldeck Bahnhof 5 min P im Hof

Die Bedeutung von „besonders“

Bayerische Hochschulen dürfen bis zu zehn Prozent der Studierenden wegen besonderer Leistungen von den Studiengebühren befreien. In Bamberg ist dies bislang nicht möglich. Nun fordern einige Bamberger Stipendiatengruppen, dass Stipendiaten unter diese Regelung fallen.

Foto: Jakob Schulz

Art. 71 Abs. 5 Satz 3 BayHSchG : Studierende können für „besonderen Leistungen“ befreit werden.

Das Bayerische Hochschulgesetz erlaubt den Universitäten, bis zu zehn Prozent der Studierenden „für besondere Leistungen von der Beitragspflicht ganz oder teilweise“ zu befreien. Es liegt allerdings im Ermessen der Hochschulen, was sie unter „besonderen Leistungen“ verstehen. An der Uni Bamberg ist es derzeit nicht möglich wegen guter Studienleistungen von den Gebühren befreit zu werden.

Das wollen einige Bamberger Stipendiatengruppen nun ändern. Gemeinsam haben die Bamberger Hochschulgruppen der Bayerischen Eliteakademie, der Hanns-Seidel-Stiftung (HSS), der Konrad-Adenauer-Stiftung (KAS), des Max-Weber-Programms und der Stiftung der Deutschen Wirtschaft beim Senat der Uni Bamberg einen entsprechenden Antrag eingereicht. Vorbild für dieses Vorhaben sind die Universitäten in Bayreuth, Passau und Eichstätt-Ingolstadt. Dort müssen Studierende, die von einem Förderungswerk unterstützt werden, keine Gebühren zahlen.

In einer Befreiung der Stipendiaten von den Studiengebühren sieht Jürgen Bäurle, Sprecher der Bamberger HSS-Gruppe, einen großen Wettbewerbsvorteil und Attraktivitätsgewinn für die Uni Bamberg: „Die Universität verbessert dadurch ihre Position im Wettbewerb um begabte Studierende mit anderen Hochschulen.“ Der 26-Jährige wünscht sich daher, dass die Bamberger Hochschulleitung die Möglichkeiten des Bayerischen Hochschulgesetzes in Zukunft voll ausschöpft. Stipendiaten zählen in Bäurles Augen zu der Personengruppe, die gemäß dem Hochschulgesetz aufgrund „besonderer Leistungen“ von der Beitragspflicht befreit werden kann. Schließlich würden aufwändige und bewährte Auswahlverfahren der Förderwerke dafür sorgen, dass nur herausragende und engagierte Studierende mit einer Förderung unterstützt werden, meint Bäurle.

Das sieht Verena Zenk, Sprecherin der Bamberger Hochschulgruppe der KAS, ähnlich: „Stipendiaten werden nicht nur gefördert, weil sie begabt sind, sondern auch wegen ihrer Persönlichkeit und der sozialen Verantwortung, die sie übernehmen.“

„Gesellschaftlicher Nutzen“

Die Lehramtsstudentin möchte Bamberger Stipendiaten in Zukunft von den Studiengebühren befreit sehen, da „der spätere gesellschaftliche Nutzen der Stipendiaten ihre Befreiung von den Studienbeiträgen rechtfertigt.“

Doch nicht alle Stipendiatengruppen sind mit dem Vorhaben einverstanden. Studierende der Friedrich-Ebert-Stiftung (FES) und der Hans-Böckler-Stiftung (HBS) haben sich schon früh aus den Planungen zur Befreiung der Stipendiaten zurückgezogen. Nikola Brunner, Sprecherin der Stipendiatengruppe der FES, hält die Befreiung der Stipendiaten für falsch. „Unser Grundgedanke ist, dass wir als Stipendiaten schon privilegiert sind. Es wäre nicht gerecht, wenn Stipendiaten nun zusätzlich von den Studiengebühren befreit würden.“ Entweder man schaffe die Studiengebühren für alle oder für keinen ab, findet die 26-Jährige.

Auch Vincent Gengnagel und Tilman Kallenbach von der Bamberger Studierendenvertretung sind gegen einen Gebührenerlass für Bamberger Stipendiaten. „Diese kommen tendenziell aus höheren sozialen Schichten, haben oft keinen Nebenjob nötig und zudem den richtigen Bildungshintergrund“, meinen die Studierendenvertreter. All das erhöhe ihre Chancen, mit zusätzlichem Engagement und überdurchschnittlichen Leistungen bei der Bewerbung um ein Stipendium zu punkten. Daher seien Stipendiaten schon per se besser gestellt als viele ihrer Mitstudierenden. „Es grenzt schon an Unverschämtheit, aus dieser privilegierten Stellung eine Befreiung von den Gebühren zu fordern. Bezeichnenderweise wollen nun gerade Stipendiatengruppen von Stiftungen, hinter denen studiengebührenbefürwortende politische Parteien stehen, ihre Schützlinge befreien lassen“, so die beiden Studierendenvertreter. Sie sehen in der Gebührenbefreiung für Stipendiaten auch kein Signal dafür, dass die Studiengebühren mittelfristig wieder abgeschafft werden könnten. „Wenn alle gesellschaftlich einflussreichen Eliten ‚ihre’ Studierenden nach und nach befreien, sinken die Chancen auf Abschaffung der Gebühren noch weiter.“

Die Meinungen sind geteilt

Auch unter den Bamberger Studierenden sind die Meinungen geteilt. In einer aktuellen Online-Umfrage zu den Studienbedingungen an der Uni Bamberg wurden die Teilnehmer unter anderem gefragt, ob sie eine leistungsbezogene Befreiung von den Studiengebühren für richtig halten. Während 41 Prozent der Teilnehmer dem voll und ganz zustimmen oder eher zustimmen, lehnen 41 Prozent der Befragten dies voll und ganz ab oder eher ab. An der Umfrage beteiligten sich 31 Prozent der 8380 Bamberger Studierenden. Im Oktober dieses Jahres soll der Senat der Uni Bamberg über den Antrag entscheiden. Dabei könnte der Senat auch die Ergebnisse der Online-Umfrage zu den Studienbedingungen an der Uni Bamberg in seine Entscheidung miteinbeziehen.

Jakob Schulz

Schreibberatung vor dem Aus

Da die Fachschaft GuK bei der Weiterfinanzierung der Schreibberatung aus Studienbeiträgen ihr OK verweigert, wird das Angebot wohl zum Ende des Semesters eingestellt – wenn sich keine andere Lösung findet. Im Juni 2007 stimmten die Studierendenvertreter der Fakultät GuK der Einrichtung einer halben Stelle einer Schreibberatung für die Dauer eines Jahres zu. Angesiedelt wurde die Schreibberaterin Andrea Bausch am Lehrstuhl für Didaktik der deutschen Sprache und Literatur von Professor Ulf Abraham. Vereinbart wurde darüber hinaus in einer Zusatzerklärung, dass eine Fortsetzung des Programms nach Ablauf des ersten Jahres nur aus zentralen Mitteln erfolgen kann. Damit war ein Grundstein gelegt: Alle Beteiligten fanden, dass die Schreibberatung eine sinnvolle Einrichtung sei, die aufgrund der individuellen Betreuung der Studierenden tatsächlich der Verbesserung der Lehre diene0.

Geschacher um Zuständigkeiten

Seit Juni 2008 stehen Abraham und Bausch allerdings vor einem Dilemma: Die Fachschaft GuK verweigert eine Zusage zur Weiterförderung aus Studienbeiträgen, weil man kein Angebot finanzieren möchte, das von Studierenden aller Fakultäten genutzt werden kann. Die zentrale AG Studienbeiträge an der Uni Bamberg hingegen möchte sich nicht beteiligen, da das Angebot mutmaßlich nicht in gleicher Weise von Studierenden anderer Fakultäten genutzt wird. „Die Sichtweise der Fachschaft, dass ein von der Germanistik bezahltes, der Verbesserung der Lehre und Verkürzung der Studienzeiten dienendes Angebot wie dieses nicht anderen Studierenden zu Gute kommen dürfe, teilen wir ausdrücklich nicht“, erklärt Abraham.

Die Fachschaft wollte sich in dieser Sache gegenüber Ottfried nicht äußern. Es sei zu einer Reihe von Missverständnissen gekommen, die man vor einer Stellungnahme erst ausräumen möchte. Unter den gegenwärtigen Voraussetzungen bleibt leider nur die Möglichkeit, die Schreibberatung einzustellen. Das wiederum schmerzt Schreibberaterin Bausch: „Bis Ende des Sommersemesters haben sich noch zehn Studierende für eine Beratung gemeldet, die ich unter diesen Umständen leider nicht betreuen kann.“ Ob die Schreibberatung durch andere Mittel auf Fakultätsebene weitergeführt wird, ist bisher unklar. Dekan Prof. Dr. Friedhelm Marx teilte auf Anfrage mit, dass dem Fakultätsrat bisher keine entsprechenden Anträge vorliegen würden. „Eine pragmatische Lösung wäre mir am liebsten“, so Marx. Die Deutschdidaktik könnte die Mittel für die Schreibberatung an die Fakultät zurückgeben, dann könne die AG Studienbeiträge gemeinsam mit dem Fakultätsrat über eine Weiterfinanzierung beschließen.

Zwei Wermutstropfen bleiben allerdings: Auch dort müssten die Fachschaftsvertreter ihr Placet geben. Und: Die nächste Sitzung des Fakultätsrats findet erst im kommenden Wintersemester statt.

Carsten Reichert
Philipp Woldin

Lasst uns Wellenreiten gehen!

Die Prüfungen sind geschafft, die Sonne scheint, es sind Ferien. Ich muss ausnahmsweise nicht arbeiten und habe auch kein Praktikum zu absolvieren. Und nun? Wie wäre es mit einem Surftrip? Ottfried kennt die besten Spots für diesen Sommer.

Fotos: Stephan Obel

Wellenvorhersage für Bamberg: leider eher schlecht.

Es gibt viele gute Gründe, sich diesen Sommer aufs Brett zu schwingen.Bestandene Prüfungen, Arbeitsstress oder Liebeskummer. Denn eines ist sicher: Auf dem Brett vergisst man alles. Auch für Anfänger gibt es viele Möglichkeiten, mal ein Surfbrett unter den Füßen zu spüren. Wenn ich mit meinen Jungs losziehe, dann muss ich gar nicht so weit wegfahren, um gute Wellen zu erleben. Im Norden bieten sich Holland und Dänemark an. Wer es lieber wärmer mag, der orientiere sich gen Süden. Frankreich, Spanien oder Portugal sind besonders beliebt. Außerdem locken noch einige Inseln wie Teneriffa und Fuerteventura mit traumhaften Bedingungen.

Wettervorhersagen und Co.

Jeder sollte allerdings wissen, dass man beim Surfen sehr geduldig sein muss. Denn die meiste Zeit verbringt man mit Warten: Auf gutes Wetter, die perfekte Welle oder darauf, zum ersten Mal auf dem Brett zu stehen. Bei mir hat das zwei Wochen gedauert. Einen Surfurlaub kann man wettertechnisch nur schwer vorausplanen. Gerade was die Wellen betrifft. Am besten informiert man sich vorher. Zum Beispiel auf *www.epicsurf.de*. Dort findet man einen aktuellen Surf-Report mit Wind- und Wellenvorhersage zu einzelnen Spots.
Sparfüchse sollten die Nebensaison ausnutzen, denn dann sind Camping-, Cabin- oder Ferienhausgebühren nur halb so teuer. Wer auf Nummer-Sicher gehen will, sollte frühzeitig eine Unterkunft buchen.
Am besten fährt man natürlich mit dem klassischen Surf-Bulli, in den alles reinpasst. Aber auch mit dem Flugzeug ist die Anreise kein Problem. Vom Flughafen zum Strand nimmt man dann den Bus.
Wer kein eigenes Surfequipment hat, der kann sich in den lokalen Surfshops günstig Bretter und Zubehör leihen. Oft kann man diese dann auch danach zu einem geringeren Preis erwerben. Wer noch nie auf dem Brett gestanden hat, dem empfiehlt sich, eine Anfängerstunde zu buchen oder bei einem Surfcamp mitzumachen, denn dort lernt man nicht nur die Technik, sondern auch die wichtigsten Regeln für das Verhalten auf dem Wasser. Denn auch dort gilt: Safety first. Anfänger sollten bei den Spots auf Sandstrand achten, denn dort gibt es schöne Beachbreaks (= Wellen, die am Meeresboden brechen). Den besten Beachbreak für Anfänger gibt es in Hossegor/ Frankreich.
Am liebsten reise ich mit meinen Freunden. Wenn ich es dann geschafft habe, alles einzupacken, auch meine Freunde, und man nach zwei Stunden Autobahn eine Panne hat, helfen nur der *ADAC* und gute Nerven. Denn auch solche Dinge kann man nicht vorhersehen. Sind dann alle umgeladen, kann es endlich losgehen

Dänemark/Deutschland/Niederlande

Erst mal wollen wir nicht so weit fahren und brechen daher Richtung Norden auf. An der Nord- und Ostseeküste versuchen wir unser Glück. Ein neuer Trend am Timmendorfer Strand ist das Brückensurfen. Dort kann man von einer Seebrücke auf die Welle hüpfen. Dies funktioniert aber nur, wenn sich nicht 30 Surfer um eine Welle streiten. Wer etwas entdeckungsfreudig ist, findet in Klitmoller (Dänemark) schöne Wellen für Longboarder und Einsteiger. In Holland wird es schon schwieriger, gute Wellen zu bekommen. Es ist sinnvoll, nur bei guter Vorhersage den Weg dorthin auf sich zu nehmen.

Frankreich/Spanien/Portugal

Nachdem wir ein paar gute Wellen gefunden haben, beschließen wir, dass es ins Warme gehen soll. Im Sommer ist an den Stränden der Atlantikküste viel los. Für den August spricht natürlich, dass es sehr warm ist. Es ist aber auch sehr voll, da viele Surfschulen dort unterrichten, denn die Wellen sind eher flach. Die besten Spots findet man an den Stränden zwischen Biscarosse bis Biarritz. Vom 19. bis 28. September dieses Jahres findet in Hossegor/Seignosse der *Quicksilver Pro Contest* statt. Dort will ich die Profis aus der ganzen Welt beobachten.
Weiter geht es nach Spanien. Wer neben dem Surfen dort etwas erleben will, der sollte das Filmfestival vom 18. bis 27. September in San Sebastian nicht verpassen.
In Mundaka (Spanien) gibt es ab September die längste hohlbrechende Welle Europas. Diese ist aber nichts für Einsteiger. Ich schaue da lieber vom sicheren Strand aus zu. Zum Schluss mache ich noch einen Abstecher nach Portugal. Dort finden Anfänger und Cracks gute Spots in Ericeira oder im Umkreis von Peniche. Im ganzen Jahr gibt es dort gute Wellen, erzählt man uns.

Inseln: England/Fuerteventura/ Sardinien/Lanzarote

Nach einiger Zeit ist es auf dem Festland zu langweilig. Also steuern wir die Inseln in Europa an. Die beste Zeit für das Wellenreiten dort ist von September bis Februar. Auf Fuerteventura ist der Einstieg oft sehr felsig. Die besten Plätze sind im Norden um Corralejo. Auf Lanzarote liegen die schönsten Spots zwischen Famara und La Santa, teils aber mit sehr kräftigen Wellen.
In Puzzu Idu auf Sardinien ist die optimale Zeit zwischen Oktober und Mai. Dann ist es oft sehr windig, aber es gibt einen konstanten Swell (= Wellengang, der durch einen Sturm oder durch stabile Windsysteme im Ozean ausgelöst wird und dann konstant zur Küste läuft). Auch hier gilt: schwieriger Einstieg an der Felsenküste.
In England sorgt der Golfstrom selbst im Herbst für angenehm warmes Wasser. Am besten ist die Gegend um Cornwall zwischen September und November. Auch die Westküste Irlands lockt mit Wellen, einigen schönen Stränden und traumhafter Natur Surfer an. Der heiße Kaffee am Morgen schmeckt eh am besten, wenn es noch zu kalt ist, um aus dem Schlafsack zu kriechen. Wer weiß, vielleicht bleibe ich ja dort oder sehe den ein oder anderen im Sommer auf dem Wasser.
Viel Spaß beim Wellenreiten und einen schönen Sommer wünscht Ottfried!
Hang Loose!

Nicole Flöper

nAKT in Bamberg

Trotz ihrer überschaubaren Größe hat die Domstadt eine aktive Künstlerszene vorzuweisen: zum Beispiel die Aktzeichengruppe. Kunstdidaktikstudent Simon Rosenthal stellt jedem sein Atelier zur Verfügung, der Zeichenmaterial mitbringt.

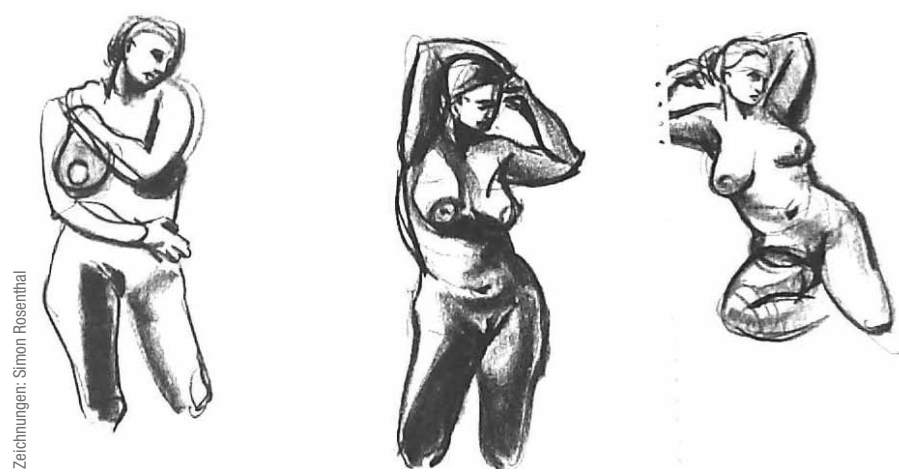
Jeden Mittwoch um 20 Uhr kommen Künstler und Modell in der Werkstatt zusammen. Möglich macht dies Simon Rosenthal, der das Treffen seit Juni 2005 organisiert. Dabei handelt es sich nicht um einen Kurs unter Anleitung, sondern um ein gemeinsames Finanzieren des Modells, das als Aufwandsentschädigung 20 Euro pro Stunde erhält. Das Bestehen der Gruppe hängt vom Engagement des Veranstalters ab. Immer wieder versucht er Kommilitonen und Kunstinteressierte für das Projekt zu begeistern und sucht nach weiterem Zuwachs für die momentan zweistündigen Sitzungen. „Wenn durchschnittlich zehn bis zwölf Leute teilnehmen würden, wäre das super. Dann könnten wir länger zeichnen und es wäre billiger", wünscht sich der Künstler.

Passendes Ambiente

Den festen Kern der Gruppe bilden zur Zeit einige Berufskünstler, eher unregelmäßig nehmen auch Studierende teil. Die Modelle suchte Simon anfangs per Anzeige, heute erklären sich Bekannte aus dem Umfeld der Teilnehmer bereit, sich zeichnen zu lassen. Das Ambiente der lichtdurchfluteten Künstlerräume – idyllisch am Wasser gelegen – könnte nicht besser sein.

Körper als Handwerk

Finanzieren kann sich der Student das Atelier durch die Unterstützung seiner Eltern und den Verdienst, den er aus der Restauration alter Möbel erhält. Die Treffen finden noch bis Ende des Semesters und eventuell in den ersten Augustwochen statt. Da Simon das kommende Semester im Ausland studieren wird, übernehmen voraussichtlich seine Atelierpartnerin Christine Sellner oder Künstlerkollege Volker Maisel bis zu seiner Rückkehr die Organisation.
Gründe, die Treffen zu ermöglichen, gibt es für Simon viele. Das Zeichnen des menschlichen Körpers sieht er als grundlegendes Handwerk, um den Umgang mit den Materialien und das Zeichnen an sich zu erlernen. Das regelmäßige Üben dient auch als Ergänzung der Uni-Aktzeichenkurse, die nur einmal im Semester stattfinden. Diese Blockseminare seien zwar sehr intensiv, die dauerhafte Beschäftigung fehle jedoch, meint der Künstler. Das Erlernte gehe deshalb schnell wieder verloren. Wichtig ist ihm auch der Austausch innerhalb der festen Gruppe, die aus der anfänglichen Zweckgemeinschaft entstanden ist. „Wenn alle allein in ihren Ateliers arbeiten, passiert zwar etwas, aber keiner sieht es. Das, was der Einzelne schafft, gewinnt durch die Gruppe an Bedeutung. Da wird Entwicklung sichtbar", sagt Simon.



Zeichnungen: Simon Rosenthal

ANTONIA SCHIER

Kontakt: ateliersimon@web.de

Scheinanrechnung leicht gemacht

Neue Nummer, neuer Mann: Marco Depietri ist Koordinator für Austauschprogramme und hilft GuK-lern bei der Anerkennung von Auslandsscheinen.

Foto: Mechthild Fischer

Mit seiner Hilfe lässt sich`s leichter ins Ausland gehen.

Die Uni Bamberg hat mit dem Posten des Koordinators für Austauschprogramme eine weitere Servicestelle für Austauschstudierende der Fakultät GuK eingerichtet. Die Person dahinter, Marco Depietri, berät Bamberger Studierende, die an einem Austauschprogramm teilnehmen. Außerdem ist er Ansprechpartner für die Austauschstudierenden an der Fakultät GuK.
Eine von Depietris Aufgaben wird die Koordination der Anerkennung und Anrechnung von im Ausland erworbenen Studienleistungen sein. Er soll die zuständigen Fachvertreter und Prüfungsausschüsse besonders beim bürokratischen Ablauf entlasten, der bei der Anrechnung ausländischer Studienleistungen anfällt. Zusätzlich wird er die Studierenden beim Ausfüllen der für die Anerkennung erforderlichen Antragsformulare beraten.
Die Details der Anerkennungs- und Anrechnungspraxis werden derzeit noch mit den Fachvertretern der Fakultät GuK diskutiert. Sie sollen sobald wie möglich auf der Homepage des Fakultätskoordinators allen Studierenden und Dozenten zugänglich gemacht werden.
Der Koordinator für Austauschprogramme, dessen Stelle aus Studienbeiträgen finanziert wird, setzt sich außerdem für den strukturellen Ausbau und die Optimierung des Studentenaustauschs ein.
Depietri ist zwar hauptsächlich für die Organisation der Studierendenbelange innerhalb der Austauschprogramme in Europa zuständig (der Name des ERASMUS-Programms steht für ***E**u**R**opean **A**ction **S**cheme for the **M**obility of **U**niversity **S**tudents*). Er kümmert sich aber auch um die Studierenden, die im Rahmen ihres Studiums in ein außereuropäisches Land gehen möchten.
Bei der nachträglichen Anrechnung von im Ausland erworbenen Scheinen müssen übrigens keine Studiengebühren nachgezahlt werden, auch wenn sich durch die im Ausland erbrachten Leistungen die Fachsemesterzahl erhöhen sollte.

MECHTHILD FISCHER

Mehr Infos gibt's hier:
Marco Depietri, Koordinator für Austauschprogramme (der Fakultät GuK)
Markusstr. 6, Zimmer 201
Tel.: 0951/ 8631057
erasmus.guk@uni-bamberg.de
www.uni-bamberg.de/erasmus-guk
Sprechstunden in der Vorlesungszeit:
Mo. 16-19 Uhr, Di. 9-12 Uhr, Do. 9-12 Uhr

Anzeige

Wenn Treppen zu Barrieren werden

Fotos: Malte E. Kollenberg

Mit dem Fahrrad über den Grünen Markt zu fahren ist wegen des Kopfsteinpflasters schon eine etwas holprige Angelegenheit. Für Georg sind diese kleinen, unförmig aneinander gereihten Steine regelrechte Feinde. Denn er muss sie mit dem Rollstuhl bezwingen.

Viele Studierende schleichen sich morgens, nur wenige Minuten bevor die Vorlesung beginnt, noch schnell in den Hörsaal. Diese Möglichkeit hat Georg nicht. Er studiert Psychologie im Markushaus. Um dort hinein zu gelangen, muss er um das komplette Gebäude herumfahren, denn die Stufen an den vorderen Eingängen sind für ihn unüberwindbar. Da braucht Georg schon etwas mehr Zeit. Über eine Rampe geht es dann zunächst in den Keller und von dort mit dem Aufzug in den 3. Stock in Raum M232N. Dieser ist zum Glück geräumig und gut befahrbar. So findet Georg immer einen Platz irgendwo am Rand. „Einen Tisch habe ich dann zwar nicht, aber ich kann ganz gut auf dem Schoß schreiben. Das geht schon."

Unerreichbare Mensa

Mittagspause. Mensa ist angesagt. Nicht für Georg. Innerhalb des Speisesaals könnte er zwar herumfahren, nur gelangt er dort leider nicht hinein. Das Gatter, das den Weg von der Austraße hin zur Mensa eingrenzt, hindert ihn daran. Es ist nur wenige Zentimeter zu eng, der Rolli passt nicht hindurch. Von der anderen Richtung versperren ihm Stufen den Weg. Georg nimmt's gelassen. „Ich bin eh nicht so der Mensa-Gänger." Auch sonst fühlt er sich an der Uni Bamberg recht wohl. Zum Markushaus hat er einen engen Bezug. Als dieses noch ein Krankenhaus und M232N noch ein Kreissaal war, erblickte Georg in diesen Räumlichkeiten das Licht der Welt. Auch seine Freundin lebt in Bamberg und so kam ihm erst gar nicht der Gedanke, in einer anderen Stadt zu studieren. Auch wenn es dort behindertenfreundlicher gewesen wäre. „Es gibt schon Hindernisse, die ich nicht bezwingen kann", räumt Georg ein.

Der Parkplatz ist unüberwindbar

Zum Beispiel der Parkplatz vor dem MS12-Gebäude. Dort hat er einige Veranstaltungen. Es liegt direkt gegenüber vom Markushaus. Dazwischen nur besagter Parkplatz. Die Pflastersteine sind hier zwar nur so groß wie Postkarten, aber ihre Zwischenräume so breit, dass sich die vorderen kleinen Räder des Rollis darin verkeilen. So muss er immer erst den gesamten Häuserkomplex umrunden, um die MS12 zu erreichen. „Das Markushaus ist aber für Gehbehinderte noch ganz passabel", weiß der Behindertenbeauftragte Prof. Wolstein. „Die alten Häuser, in denen Literaturwissenschaften und Theologie gelehrt werden, sind für Rollstuhlfahrer nur schwer passierbar. Teilweise gibt es dort gar keinen Lift. Die steigende Anzahl schwerbehinderter Studierender sorgt aber dafür, dass wir immer an neuen Ideen arbeiten." Genaueres findet man unter www.uni-bamberg.de/bafbs. An der Feki und in der Kärntenstraße sieht die Situation viel besser aus. EuWi-Studentin Regina ist von Geburt an querschnittsgelähmt. Mit Krücken kann sie trotzdem laufen und braucht ihren Rollstuhl meist nur zum „Radln". Durch eine Pedalkonstruktion, die mit der Hand betätigt wird, kann sie in ihrem Rollstuhl sitzend zur Uni fahren.

Im Feki-Gebäude kommt Regina gut zurecht. Sie kann Treppen steigen und erreicht auch die Cafeteria mühelos. Ein Ort, der einem Rollstuhlfahrer verborgen bleibt, denn dorthin führt kein Fahrstuhl. Ebenso wenig wie in den zweiten Stock der Sporthalle, wo sich die Frauen-Umkleidekabinen befinden. Rollstuhlfahrerinnen müssen hier wohl oder übel die im Erdgeschoss gelegene Männerumkleide nutzen. Alle anderen Stockwerke sind mit Lift erreichbar und bei fast jeder Stufe gibt es abgeflachte Rampen. Wenn Regina aber doch mal vor einer geschlossenen Tür steht und diese wegen der Gehhilfen nicht öffnen kann, dann kennt sie nur eine Devise: Einfach nett fragen. „Bisher habe ich immer Hilfe bekommen", erklärt sie.

Anna-Lena Meyer

Diese Reportagen sind auf Ottfried.de auch als Ottcast zu hören!

Selbst alltägliche Dinge können im Rollstuhl zum Problem werden.

Fotos: Malte E. Kollenberg

„Zufriedn bin i imma“

Seit 62 Jahren verkauft Katharina Koch auf dem Bamberger Markt in der Innenstadt selbst gezogenes Gemüse. Sie hat in ihrem Leben noch nie etwas anderes gemacht. Und wahrscheinlich wird sie auch nie etwas anderes machen. Ottfried besuchte die Bäuerin auf dem Markt.

Aus einem weißen Kleintransporter laden ein alter Mann und eine alte Frau blaue, grüne und braune Kisten aus. In den Kisten sind Früchte, Gemüse und Kräuter. Es ist kurz vor sechs Uhr. Langsam baut Katharina Koch ihren Marktstand in der Hauptwachstraße auf. Eigentlich verkauft sie ihre Ware auf dem Maxplatz. Doch dort wird den ganzen Tag über für eine Veranstaltung am Abend aufgebaut. Im Gegensatz zu den Händlern verkaufen die Erzeuger fast ausschließlich selbst angebautes Obst und Gemüse. Nur zehn Prozent dürfen sie zukaufen.

Seit über 60 Jahren auf dem Markt

Frau Koch ist schon seit anderthalb Stunden auf den Beinen. Um halb fünf ist sie aufgestanden. Hat sich ihr hellblaues Kleid und den grünen Kittel mit den bunten Blumen darauf angezogen. Die gelben Socken mit den grünen Streifen und die grauen Sportschuhe. Sie hat das blaue Kopftuch über die grauen Haare gestreift und ihren Kaffee getrunken. Die letzten Kleinigkeiten ins Auto geladen und sich von ihrem Mann in die Stadt fahren lassen.

Zweimal die Woche kommt sie hierher. Zweimal die Woche baut sie morgens ihren Stand auf und verkauft ihre Waren. Je nach Jahreszeit Sommer- oder Wintergemüse. Manchmal schimpft sie beim Aufbauen vor sich hin. „Gott nochamoal, mei Mo hod alles durchanand gstelld“. Dabei lächelt sie. Ihr Gesicht ist zerfurcht, ihr Mund zahnlos. Kein strahlendes, ein gelebtes Lächeln. Man sieht ihr an, dass sie ein Leben lang auf dem Feld gearbeitet hat, und auf dem Markt. Fast 80 Jahre ist sie alt. Das erste Mal hat sie mit 16 Jahren auf dem Bamberger Markt gestanden.

Geht jemand am Stand vorbei, fragt die Bäuerin: „Was such ma denn?“. Um 6:40 Uhr hat sie Erfolg. Die erste Kundin. „I griech zwa Euro“, sagt Katharina Koch und reicht drei Pfund Kartoffeln über den Tisch. Die hat sie gerade mit ihren dünnen Armen, auf denen sich die verwitterte Haut spannt, aus einer Holzkiste in die Waagschüssel geschaufelt.

Gehandelt wird nicht

Zwischen 9:30 und 13 Uhr wird der Andrang am Stand den Höhepunkt erreichen. „Die Gschäfd machen erschd um neina auf“, erklärt die Marktfrau. Doch auch wenn die Kunden einen Tag mal ausbleiben – so richtig stören tut sich die alte Dame nicht daran. „Obs gud oda schlechd is aafm Maggd, zufriedn bin i imma“, lächelt sie. Doch bei schlechtem Wetter läuft das Geschäft nicht so gut. Bei Regen macht es kaum einen Unterschied, ob der Stand auf dem Maxplatz oder in der Hauptwachstraße steht. „Die Schlimmsdn san die, die im Gmüs rumwühln“, beschwert sie sich. Dann erzählt sie die Geschichte von der Frau, die nur gemosert hat. Der alles zu teuer war. „Irgndwann hab i dann gsagt: Ja wenn's ihna zu deier is, dann gehds ham un essds eier Geld“, erzählt sie grinsend. „Preis is Preis, außer es nimmd ma aaner zea Stigg.“ Feilschende Kunden mag sie nicht.

Schaut her: Hier gibts frische Tomaten.

Nächstes Jahr ist Schluss

Bis 15 Uhr steht sie normalerweise an ihrem Stand. Bis ihr Mann sie wieder abholt. Heute muss sie anderthalb Stunden länger warten als sonst. Alle anderen Stände sind längst abgebaut. Nur Katharina Koch steht noch an ihrem. Um 16.30 Uhr kommt der weiße Kleinbus schließlich die Kettenbrücke entlang gefahren. 20 Minuten dauert es, bis sie zu zweit den Stand abgebaut und alles verstaut haben. Sichtlich erschöpft von den zurückliegenden Stunden klettert Katharina Koch auf den Beifahrersitz. Langsam dreht der Wagen. Und langsam fährt er zurück nach Dörfleins.

„Nächsdes Joahr, da binni 79, da willi scho aufheern“, sagt sie. So richtig mag man ihr das nicht glauben. Gerade hatte sie erzählt, wie sie im Herbst krank wurde und zu Hause bleiben musste. „Aba des is nix dahaam.“

Malte E. Kollenberg

Probier‘s mal mit Gemütlichkeit

Bevor man in den Semesterferien in die Ferne schweifen kann, gilt es, die letzten Wochen in Bamberg so gemütlich wie möglich zu gestalten. Wo könnte man das besser als an seinem ganz persönlichen Lieblingsort in der Stadt? Ottfried hat Studis nach ihren Lieblingsplätzen gefragt.

Fotos: Stephan Obel

Entspannen im Hain. Warum nicht zu zweit?

Die Wiese ist unser Zuhause

Gleich nach den ersten Ausrufen der Befragten, wie „Ich kann mich nicht entscheiden!“, „Das ist schwer!“ oder „Darf ich nur einen nennen?“ nahm die Antwort „Hain“ ganz klar den ersten Platz unter den Lieblingsorten ein. Vor allem jetzt im Sommer kann man sein gesamtes Leben auf die Wiesen der grünen Lunge Bambergs verlagern: Freunde treffen, essen, schlafen, lernen – und das in einer Atmosphäre der Ruhe und Entspannung. Spazieren gehen oder Leute beobachten bringen Ablenkung. Und manche, die nach dem Sonnenbad eine Abkühlung brauchen, springen im Hainbad gerne ins eiskalte Wasser der Regnitz.

Im schattigen Baumwipfel ist Unistress schnell vergessen.

Das Leben von oben

Italien-Feeling pur in Bamberg. Da gibt’s Klein Venedig und die Stadt ist auch noch wie Rom auf sieben Hügeln gebaut. Kein Wunder, dass auch bei den Lieblingsorten der Studierenden einer der Hügel genannt wird: Der Michaelsberg. „Wenn man erst mal hochgelaufen ist, wird man so richtig für die Mühen belohnt!“ Auf den Mauern oder – noch exklusiver – im Baumwipfel sitzend hat man einen herrlichen Ausblick auf die gesamte Stadt. Und nicht nur diese ist von hier oben kleiner, auch „manches Problem erscheint plötzlich nicht mehr so groß, wenn man ungestört darüber nachdenken kann.“

Stundelange Ruhe? Gibts oft nur im Bett.

My Bett is my castle

Viele Studierende meiden aber auch die vermeintlichen Tourifallen. Zuhause ist es halt doch am gemütlichsten. Ein paar Faultiere unter den Kommilitonen verbringen ihre Zeit in Bamberg daher am liebsten im eigenen Bett. „Dort kann ich mich einfach stundenlang aufhalten und nichts und niemand stört!“ Mit Essbarem, Büchern und Fernseher kann man auf diese Weise ganze Tage verbringen. Eine gute Alternative, vor allem in den Wintermonaten. In diesem Sinne: Gute Nacht!

Angela Esterer

Eine Institution geht baden

Manchmal ist an Gerüchten doch etwas dran. Einige haben es bereits gewusst, viele geahnt, ebenso viele befürchtet: Der Bamberger Morphclub macht 2009 endgültig dicht. Noch sind die Betreiber erfolglos auf der Suche nach neuen Ufern.

Foto: Martin Pyka

Bye, bye Morph Club. Wir werden dich vermissen.

Gut sieben Jahre als Knotenpunkt alternativer Jugend- und Musikkultur hat der Morph auf dem Buckel. Jetzt soll Schluss sein. Die Schließung ist dabei jedoch weit weniger spannend, als deren Gründe.

Seit Juli 2007 ist die Malerfirma Hippacher aus Memmelsdorf-Meedensdorf Eigentümer der Immobilie, zu der der Club gehört. Sie will auf dem Gelände ein Hotel mit Wellnessbereich errichten. Doch die Pläne dafür scheitern vorerst am Mietvertrag des Clubs, der offiziell erst 2011 endet. „Die wollen uns aber um jeden Preis vorher da raushaben“, klagt Gerrit Zachrich, Noch-Inhaber des Morphclubs, und vermutet unlautere Methoden.

Fakt ist: Der Morphclub hat massive Probleme mit Belüftung, Feuchtigkeit und Schimmelgeruch. Eine Grundsanierung stünde ins Haus, sollte der Club überleben. Doch niemand möchte hierfür die Kosten übernehmen. Am wenigsten Bauherr Erhard Hippacher, Besitzer der Malerfirma und Vermieter. „Wir wollen das Hotel und werden sicher kein auslaufendes Projekt mehr finanzieren“, so Hippacher. Wenigstens das undichte Dach hat er aber repariert, vorher stand bei Regen die Herrentoilette unter Wasser. Welches jedoch offenbar nicht infolge von Materialermüdung, sondern mutwilliger Beschädigung repariert werden musste, wie Zachrich vermutet.

Neuer Morph-Standort ist nicht in Sicht

„Man hat uns auch schon einmal die Mülltonnen abbestellt, und nun läuft eine Klage, weil wir angeblich die Miete nicht bezahlt haben. Es ist ein unsauberer Kampf, der uns mürbe machen soll. Wir haben schlaflose Nächte, aber noch geben wir nicht auf.“ Gegenüber Ottfried wollte die Firma Hippacher in dieser Sache keine Stellung beziehen.

Doch was wird aus dem Club, der einmal von den Bamberger Grünen als „wichtiger Anlaufpunkt für alternative Jugendkultur“ gelobt und von Studierenden hochgeschätzt wurde? „Wir sind bereits auf der Suche nach einer neuen Location, bislang aber noch nicht fündig geworden“, so Zachrich. „Es scheitert meist an raren Konzessionsräumen, ungünstigen Lagen oder zu hohen Mieten. Vorschläge sind jederzeit erwünscht!“ Das Gerücht um eine Übernahme des Green Goose ist allerdings eine Ente, genau wie eine Angliederung an den Suboptimal Stage Club. „Es gibt zwar massig Anfragen und Druck von Seiten der Besucher, aber bis jetzt wirklich noch keinerlei Lösung!“

Marc Hohrath

Down Under ohne Klischees

Zwei ehemalige Bamberger Studierende machen sich auf einen langen Weg, um mehr von Australien zu zeigen als Kängurus.

Marco und Christian sind schon ewig Freunde. Das hat sich auch während ihres Studiums in Bamberg nicht geändert. Zusammen haben sie schon einige Reisen durch Europa unternommen. „Dabei ist uns aufgefallen wie unbrauchbar die meisten Reiseführer sind“, erzählt Marco. So entstand allmählich die Idee zu einem einmaligen Projekt.

Ein Online-Reiseführer soll entstehen

Im Mai wollen die beiden Oberfranken wieder die weite Welt erkunden. Das Ziel diesmal: Australien. Auf einer sechsmonatigen Expedition durch Down Under soll ein interaktiver Online-Reiseführer entstehen, der mehr von Australien zeigt als den Ayers Rock und die Oper in Sydney. Ein Reiseführer also, der mehr hergibt als Backpacker-Adressen und touristische Sehenswürdigkeiten. Auf dem Reiseplan steht unter anderem ein Besuch bei den Bewohnern von Coober Pedy, die wegen der großen Hitze dort in Höhlen wohnen.

„Außerdem wollen wir einen Farmer treffen, der eine Kamelfarm betreibt!“, sagt der ehemalige Steuerrechtsstudent Marco. „Die Australier haben nämlich eine Kamelplage. Der besagte Farmer macht aus der Not eine Tugend, sammelt die Tiere einfach ein und verkauft Kamelmilch!“

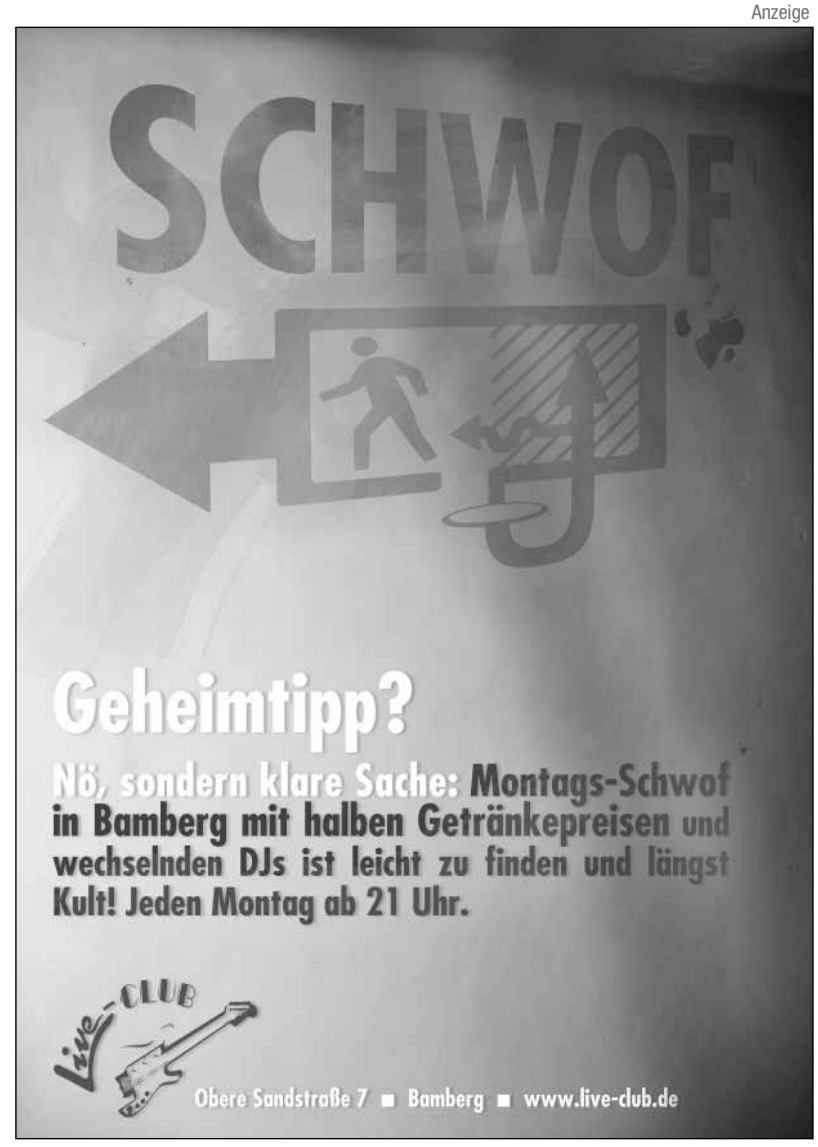
Reisen jenseits ausgetrampelter Pfade

Marco und Christian haben sich eine Menge vorgenommen. Neben dem Online-Reiseführer soll auch ein Film, ein Bildband und ein regelmäßiger Blog, der von den Erfahrungen der beiden Abenteurer berichtet, entstehen. Besonders für den studentischen Geldbeutel praktisch: Alles wird kostenlos online zur freien Verfügung stehen. „Aber vor allem soll es interaktiv sein“, betonen die beiden. „Auf der Homepage kann jeder Vorschläge für die Route machen oder selbst von seinen Reiseerfahrungen berichten.“

Los geht‘s Anfang Juli. Weitere Infos gibt es hier: *www.weiterweg.org.*

Bianka Morgen

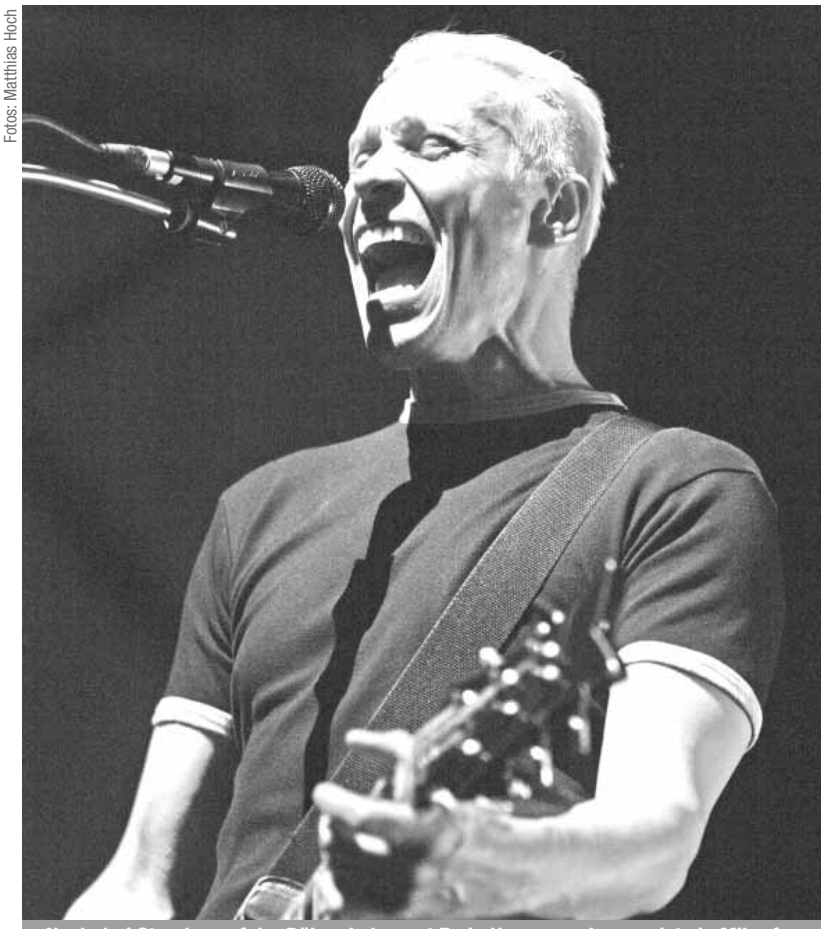
Anzeige



Bamberg feierte das „Jazzfäst“

Am 19. Juni machten Die Ärzte im Rahmen ihrer aktuellen Tour „Jazzfäst“ in Bamberg Halt. Bela, Farin und Rod schafften es, das Publikum mit viel Rock und Sprechchören mitzureißen. Ottfried sprach mit Bela B. über das Leben mit den Ärzten.

Fotos: Matthias Hoch



Nach drei Stunden auf der Bühne bekommt Farin Hunger und verspeist ein Mikrofon.

Ärztekonzert oder EM-Viertelfinale der deutschen Mannschaft? Für über 8000 Besucher in der Jako Arena offensichtlich keine Frage. Das Konzert war schon lange ausverkauft und auch das Weiterkommen der deutschen Elf hat die Besucherzahlen nicht schrumpfen lassen. Eine Stunde bevor die selbsternannte „beste Band der Welt“ die Bühne betrat, heizte die Vorband Panteón Rococó aus Mexico dem Publikum kräftig ein.

Bela B. kann nur am Headset knabbern.

Um 21 Uhr fiel der Vorhang mit der Aufschrift „Achtung Jazz“ und knapp drei Stunden Rock folgten. Songs aus dem im letzten Jahr erschienenen Album „Jazz ist anders“ und Highlights aus über 25 Jahren Bandgeschichte brachten die Fans bei dem laut Bela B. „bisher heißesten Konzert der Tour“ ins Schwitzen. Zu Beginn war die Stimmung gedämpft, aber mit viel Zuschauerbeteiligung und witzigen Improvisationen riss die Band erfolgreich das Ruder herum, sodass gegen Ende sogar auf den Tribünen getanzt wurde.

„Hey! Hier kommen die Ärzte!“

Auch die Ergebnisse des gleichzeitig laufenden Fußballspiels wurden dem Publikum nicht vorenthalten. Jedes Tor der deutschen Mannschaft wurde laut gefeiert. Mit einer umgetexteten Variante von Hier kommt Alex von den Toten Hosen, das die Ärzte in ihr obligatorisches letztes Lied Zu Spät einbauten, und einer Playback-Einlage, kam das Konzert zu einem verschwitzen Ende.
Anfang Juni sprach Ottfried mit Bela.

Ottfried: Wie fühlt man sich als Musiker, wenn ein schlecht animierter Hase mit einem Schwachsinnssong die Charts dominiert, während man selbst eine Single veröffentlicht?
Bela: Die Leute wollen Zerstreuung, und so viele Menschen haben vor der kleinsten Aggression in der Musik Angst. Leute, die so was kaufen, kaufen keine DÄ-CDs und ganz selten überhaupt mal einen Tonträger. Ich frag mich immer, was mit den ganzen One-Hit-Wonder-Tonträgern passiert, wenn deren Halbwertzeit abgelaufen ist.

Die Ärzte waren in den letzten 15 Jahren dauerhaft populär. Man hat das Gefühl, dass euer Bekanntheitsgrad noch immer steigt. Wie erklärt ihr euch das?
Wir sind sehr stolz darauf, dass immer mehr Leute zu unseren Konzerten kommen, aber erklären wollen wir das nicht. Wir machen unsere Musik zuerst einmal für uns selbst. Da das immer schon so war, ist das vielleicht die Antwort?! Auf die drei Flitzpiepen aus Berlin und ihren Geschmack ist immer Verlass, oder so?!

Wie spontan kann man als Band eurer Größenordnung noch sein? Falls ihr im Winter die Idee zu einer EP bekommt, wie lange würde es dauern, bis ihr Songs eingespielt hättet und die Platte auf den Markt kommen würde?
Da wir unsere eigene Plattenfirma sind, ginge das sehr schnell. Maximal zwei Monate vielleicht. Allerdings machen wir so was meistens wenn wir schon in einer Studiosituation sind – siehe die Economy-Version von Jazz ist anders, die wir auf der Tour verkaufen.

Wie lange herrscht nach einer langen Tour wie in diesem Jahr zwischen euch Funkstille?
Da gibt’s keine Regel. Manchmal ruft einer den anderen an, um mal mit Abstand über die Tour zu reden. Ich denke, Rod und ich werden uns auf einem Farin Urlaub-Solokonzert wiedersehen.

Andreas Böhler

Anzeige

Unter Mauern bleiben nicht zurück

Die Bamberger Band Unter Mauern hat eine eigene EP aufgenommen. Im Gespräch mit den Bandmitgliedern Johannes, Clemens und Rainer wird klar: Die Jungs sind ein eingespieltes Team. Die Songs auf dem Album „etwas bleibt zurück“ rocken. Zeit, die fünf Musiker vorzustellen.

Foto: Privat

Kuschelige Metal-Bären

Wer in Bamberg schon länger auf der Suche nach gutem, ehrlichem Metal ist, der sollte ein Konzert von Unter Mauern besuchen. Die fünf Musiker haben sich über verschiedene Musikstilrichtungen in der Sparte Melodic-Metal getroffen. Trotzdem wollen sich die Jungs nicht in eine Schublade stecken lassen und sind musikalisch breit gefächert.
Unter Mauern, das sind Sänger Christian Helmrich, die beiden Gitarristen Jan Tremel und Clemens Frötschl, Bassist Johannes Distler und Schlagzeuger Rainer Fleischmann.

Zuerst die Texte, dann die Musik

In dieser Konstellation gibt es die Band seit 2006. Seitdem basteln die fünf Jungs fleißig an eigenen Songs. „Zuerst sind die Texte da und dann wird dazu die Musik kreiert“, sagt Johannes, „aber eine Grundstimmung ist immer vorhanden.“ Johannes schreibt bei Unter Mauern die Texte, die hauptsächlich von eigenen Erfahrungen erzählen. Ziel sei es dabei, eigene Ansichten nachdenkenswert aufzubereiten. Ähnliches gelte auch für den Bandnamen, der ganz unterschiedlich interpretiert werden kann.

Bamberg hat keine Musikszene

Musikalisch bewegen sich Unter Mauern in der Ecke um Iron Maiden. Auf ihrer ersten Platte „etwas bleibt zurück“ finden sich Songs mit eingängigen Melodien und deutschen Texten. „In unserer Muttersprache können wir uns einfach am Besten ausdrücken“, erklärt Johannes Distler.
Für die Jungs stellt ihre aktuelle CD ein Bindeglied zwischen alltagstauglicher Rockmusik und subkulturellem Metal dar. Es rockt, geht ab, ist aber gleichzeitig sehr hörbar und zerstört nicht das Trommelfell. Die CD gibt es bei „Musicland“, „Groove“ und auf Konzerten oder der Homepage. „Leider bekommt man mit eigenen Liedern den Abend noch nicht voll, daher sind wir froh, wenn wir mit anderen Bands spielen können“, so Clemens.
In Bamberg gäbe es zwar viele Coverbands, aber keine eigene Musik-Szene. Dies betreffe nicht nur Metal, sondern auch andere Stilrichtungen. „Gute Konzerte findet man nur in Nürnberg oder Schweinfurt“, erläutert Clemens. Gigs in und um Bamberg seien eher die Ausnahme. „Wir sind glücklich, zusammen Musik zu machen und viele Gigs spielen zu können“, ergänzt Rainer.
Wer noch mehr über Unter Mauern wissen will, sollte *www.unter-mauern.de* oder *www.myspace.com/untermauern* besuchen.

Nicole Flöper

Ottfried verlost fünf CDs von Unter Mauern. Schickt dazu eine E-Mail an *anzeigen@ottfried.de*. Die ersten fünf, die sich melden, bekommen eine CD zugeschickt.

Hollywood ist unter uns

Zwei Studierenden-Gruppen haben in Bamberg Filme produziert und gedreht. Entstanden sind die Filme „Ruina“ und „PRDiGM“.

Nicht Steven Spielberg oder Alfred Hitchcock, sondern Professor Rudolf Stöber weckte bei den Bamberger Studierenden Heiko Aumüller, Oliver Fischer, Michael Wild und Karolina Kieszkowska die Lust am Filmen. Im Seminar „Film und Film-Geschichte“ wuchs der Drang, kreativ zu werden.
Was anfangs noch als Schnapsidee abgetan wurde, heißt heute „Ruina“, nahm zwei Jahre in Anspruch und beschäftigte eine Crew von gut 60 Leuten. Ähnlich war auch die Entstehungsgeschichte des zweiten Filmprojekts „PRDiGM“, das Jungfern-Stück des Clubs der Filmemacher. Begonnen hat alles in Irland. Dort verbrachte Felix Knöchel, Gründer des Clubs, sein Erasmusjahr. Er war von den dortigen Lehrangeboten so angetan, dass er diese Erfahrungen in Bamberg erweitern wollte.

Film kostete so viel wie Kleinwagen

Während „Ruina“ ein wahrer Spielfilm mit Krimicharakter ist, dauert „PRDiGM“ gerade 19 Minuten und lässt sich in kein Genre packen. Abgesehen von einer zweiten Kamera, die sich das Team von „Ruina“ beim Jugendtreff ImmerHin lieh, hatte der Film ein Null-Euro-Budget. Alle arbeiteten umsonst. Selbst um die gebührenpflichtige Drehgenehmigung kam das Team herum. „Wir konnten viele Kosten umgehen, weil das Ganze ja ein studentisches Projekt war“, sagt Heiko Aumüller, einer der Kameramänner und Produzenten.
Fast einen Kleinwagen kostete das Projekt „PRDiGM“. Eine Kamera und etliches Equipment musste wurde privat gekauft. Außerdem engagierte der Club der Filmemacher professionelle Schauspieler.
Im Gegensatz zum „Ruina“-Team, das seine Crew aus Freunden und Bekannten castete. „Unser Hauptdarsteller ist ein Jungschauspieler aus Köln, unsere weibliche Hauptrolle kommt aus München. Die beiden haben umsonst gespielt, weil sie die Aufnahmen für ihre Demotapes benutzen können. Es war also quasi eine win-win-Situation auf beiden Seiten“, erklärt Felix Knöchel.

Foto: Klaus Graf

Bei den Dreharbeiten zum Film Ruina.

Eigene Filmusik kreiert

Parallelen gibt es dennoch zwischen den beiden Filmprojekten. So haben beide Teams für ihre Filmmusik eine eigene Bamberger Band engagiert. Für „PRDiGM“ ließ die Band HARRIS die Gitarren klingen. „Das war für die Band schon recht ungewöhnlich, so zweckdienlich zu arbeiten“, erinnert sich Felix. Die Filmmusik von „Ruina“ stammt von der Band Evil Trick und wurde sogar größenteils extra für den Film geschrieben.

Pannen wie in Hollywood

Wie in Hollywood passierten bei den Drehs in Bamberg auch einige Pannen. „Wir mussten teilweise Szenen umschreiben, weil die Schauspieler nicht passend Zeit hatten. In einer Szene hängt sogar die Mikroangel im Bild und dann haben wir noch einen Kostümfehler. So etwas passiert!“, kommentiert Heiko gelassen.
Der Club der Filmemacher hatte mehr Probleme mit dem Zeitmanagement. „Der Zeitaufwand war uns bewusst, aber nicht, dass sich das Ganze so in die Länge ziehen würde“, erläutert Felix die Probleme beim Produzieren von „PRDiGM“.
Auch wenn beide Filme völlig unterschiedlich zu sein scheinen, verbindet sie dennoch eine große Parallele: Beide Werke entstanden aus Studentenhand und bekamen volle Unterstützung von der Universität.

Kira Limbrock

„Brügge sehen... und sterben?“

„Brügge sehen... und sterben?“ ist eine surreale Tragikomödie mit zwei Gangstern, die in der Stadt Brügge abtauchen müssen. Anstatt ihren Zwangsurlaub möglichst unauffällig zu verbringen geraten die beiden Killer von einer prekären Situation in die nächste.

Nach einem misslungenen Auftragsmord sind die beiden Gangster Ray (Colin Farell) und Ken (Brandon Gleeson) gezwungen für eine Weile unterzutauchen. Ihr Chef befiehlt ihnen, sich für ein paar Wochen nach Belgien ins malerische Brügge abzusetzen. Den jungen Ray plagen Schulgefühle seine Gedanken kreisen zwanghaft um die begangene Tat. Er sucht nach Zerstreuung, doch die beschauliche Stadt wirkt auf ihn wie ein Gefängnis.
Und so rasselt er immer wieder mit dem älteren Ken zusammen, der die Auszeit gerne für gemütliche Stadttouren und Museumsbesuche nutzt. Als Ken den Auftrag erhält seinen Kollegen umzubringen, beginnt die ganze Situation außer Kontrolle zu geraten.

Sensible Charakterstudie

Was anklingt wie ein klassischer Gangsterfilm, entpuppt sich als genreuntypische, intensive Charakterstudie mit erstaunlichem Tiefgang. Regisseur und Autor Martin McDonagh zeigt dabei vor allem eines: Gespür für die feinen Untertöne.
Wie in einem klassischen Gemälde gelingt es, durch den wiederkehrenden Wechsel zwischen sehr warmen und kalten Farben, sowie herrlichen Aufnahmen der alten Straßen und Häuser, eine sehr dichte und melancholische Atmosphäre zu erschaffen. Dabei gewährt McDonagh inmitten dieser surrealen Welt tiefe Einblicke in die Gefühlswelt seiner Figuren, indem er Kamera und Schauspielern Zeit lässt. Aus dem hervorragenden Ensemble ragt vor allem Colin Farrell als von Selbstzweifeln zerfressener Berufsmörder heraus.

Blut & demoliertes Fleisch

Allerdings hat es immer wieder den Anschein, als ob McDonagh seinen eigenen Stärken nicht recht traut. Notwendig wären zum Beispiel ein Kind mit Einschussloch im Kopf oder Leichenteile eines in den Tod Gesprungenen, die sich über die Pflastersteine verteilen, nicht gewesen. Aus Angst in Kitsch oder in Langeweile abzudriften, werden Blut und demoliertes Fleisch explizit als ästhetisches Mittel eingesetzt. Dem Humor ist das alles nicht zuträglich, da es schwer fällt, über die teilweise brillant-absurden Dialoge zu lachen, wenn eine der lieb gewonnenen Figuren kurz zuvor bestialisch zugrunde geht.
Alles in allem ist „Brügge sehen... und sterben?“ ein sehenswerter Film, der sich aber zu oft selbst im Wege steht. Das liegt wohl vor allem daran, dass er an die Grenzen des Genres stößt.

Stephan Obel

„Können Brügge sehen... und sterben?“ und „You

Foto: www.brueggesehenundsterben.de

Wer drückt zuerst ab? Colin Farrell (rechts) und Brendon Gleeson in „Brügge sehen... und sterben?“

„You Kill Me“

Wer sarkastischen Humor, coole Sprüche mit Kultstatus sowie eine blut-, schweiß- und tränengetränkte Story erwartet, wird von dem Film „You Kill Me“ enttäuscht sein. Selbst die hochkarätige Besetzung kann diesen klischeeübersäuerten Schinken nicht mehr retten.

Zeichnung: Johannes Hartmann

Kill Me“ Klassiker wie „Pulp Fiction“ oder „Snatch“ das Wasser reichen?

Profi-Killer Frank Falenczyk (Ben Kingsley) arbeitet als für die polnische Schnee-Schieber-Mafia im verschneiten Buffalo, bis er wegen seines Alkoholproblems vom Paten auf Entzug nach San Francisco geschickt wird. Während er im Schatten der Golden Gate Bridge ein neues, trockenes Leben als Bestatter beginnt und sich bald in die zynische Laurel Pearson (Téa Leoni) verliebt, wird seine Familie zu Hause zunehmend von der irischen Konkurrenz aus dem Geschäft verdrängt.

Klischee-Overkill

Nachdem der Film anfangs nur sehr langsam in Fahrt kommt, entwickelt sich zur Mitte hin in den Dialogen ein sehr eigener, staubtrockener und tiefschwarzer Humor. Dies bleibt nur ein kurzer Lichtblick, der leider durch den gähnend langweiligen Plot getrübt wird. Denn bald verlieren sich die Pointen zwischen den beiden Handlungssträngen, denen bald jede frische Idee zwischen dem all-zu-oft-Gesehenen abhanden kommt. Sowohl die Alkoholiker- als auch die Mafiastory sind extrem abgedroschen, schaffen es aber trotzdem nicht, durch eine Klischee-Überdosis wenigstens eine parodistische Qualität zu erreichen.

Feucht-fröhliches Drama

Zu ernst nimmt der Film das polnische Familiendrama und Franks Charakterentwicklung während seines Alkoholentzugs, die aber trotz aller Rückfälle – wie vorhersehbar – auf die unvermeidliche hollywoodeske Katharsis zusteuert. Begleitet wird das Ganze, passend zur Abwesenheit eines Spannungsbogens, von Marcelo Zarvos‘ eintöniger Filmmusik, die sich wahrscheinlich wie eine Mischung polnischer Folklore mit Jazzelementen anhören soll. Ein letztes Lob geht an Bill Pullman, der den spleenigen Makler Dave gekonnt überzogen spielt. Zumindest er wird dem ironischen Anspruch gerecht, den eine Gangsterkomödie haben sollte.

Antonia Schier
Johannes Hartmann

Anzeige

Keine Angst vor der Vergangenheit

Auch wenn der Titel von John von Düffels Erzählung „Hotel Angst“ an vor Blut triefende Splatter-Schocker erinnert, muss man als Leser keine Angst haben. Damit hat das Ganze nichts zu tun. „Hotel Angst“ ist eine Reise in die Vergangenheit, zunächst...

Der Erzähler im Roman „Hotel Angst“ beschreibt seine Erinnerungen an Urlaubsfahrten nach Bordighera an der italienischen Riviera. Dabei wird der Vater des Erzählers mehr und mehr zur zentralen Figur. Er verfolgt in Bordighera ein höheres Ziel, als nur das Strandleben zu genießen. Der beim ersten Lesen langweilig wirkende Bauingenieur hatte stets den Plan, das alte, verfallene Hotel Angst wieder zum Leben zu erwecken. Ein millionenschwerer Freund der Familie, Klaus Fechner, soll dabei behilflich sein. Doch der hat andere Pläne. Fechner will das Luxushotel aus dem 19. Jahrhundert niederreißen und es zu einem Apartmenthaus umfunktionieren. Damit ist der Vater des Erzählers nicht einverstanden. Es kommt zu einem Streit zwischen den beiden und das Projekt wird begraben.

Eine Reise in die Vergangenheit

Nach dem Tod seines Vaters macht sich der Erzähler auf, seine Kindheit besser zu begreifen und Klaus Fechner zur Rede zu stellen. Beide treffen sich in Bordighera und der reiche Unternehmer übergibt dem Sohn seines verstorbenen Freundes ein Kuvert. Es enthält jedoch keine Baupläne für das Hotels, sondern Vorarbeiten für einen Roman. Der Erzähler sieht sich jedoch nach langem Ringen mit sich selbst außer Stande den Roman seines Vaters zu vollenden. Wenigstens konnte der Erzähler die Vergangenheit aufarbeiten, die ihm bis dahin so unbegreiflich schien. Oder hat er mit der Erzählung das Erbe seines Vaters vielleicht trotzdem angetreten? Handelt es sich bei der ganzen Geschichte um einen Text, der seine eigene Existenz negiert?

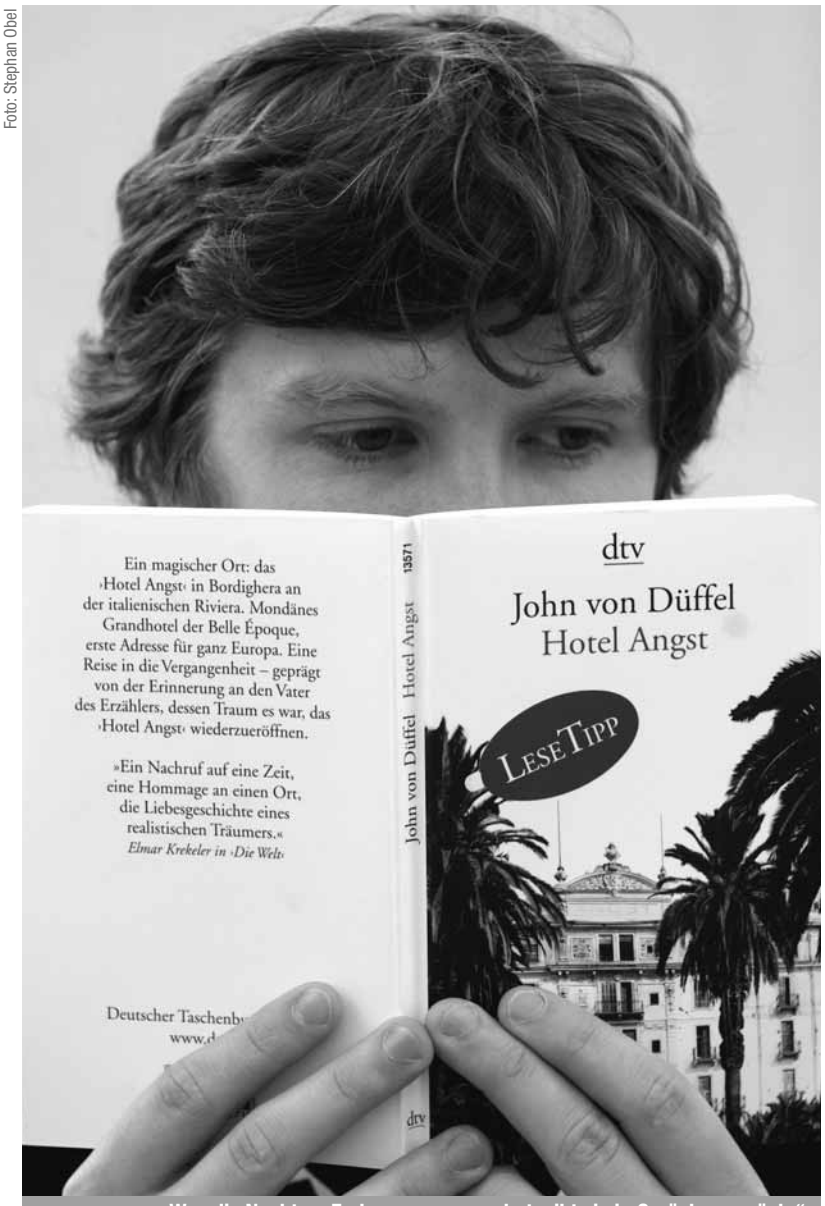
John von Düffel träumt den Traum

Ein Kunstgriff, der John von Düffel geglückt ist. „Es ist unmöglich, den Traum eines anderen Menschen zu träumen“, so der Schluss, zu dem die Erzählung von „Hotel Angst“ kommt, aber von Düffel träumt ihn doch, diesen Traum. Sprachlich macht John von Düffel das auf eine brillant-subtile Art. Er spielt mit einfachen Begriffen und erzeugt so eine ganz besondere Atmosphäre. „Was die Nacht an Farben genommen hat, gibt sie in Gerüchen zurück.“
„Um einen Traum lebendig werden zu lassen, muss man imstande sein, seine Einsamkeit zu durchbrechen, man muss das Phantastische in den Dingen aufspüren, die andere, unglaubliche Seite der Wirklichkeit, und sie zum Vorschein bringen. Adolf Angst besaß diese Gabe.“ Und John von Düffel besitzt sie auch. Zumindest in dieser Erzählung.

HARALD WIESER

Die Erzählung „Hotel Angst“ erschien 2007 bei dtv und kostet 7,50 Euro.

Foto: Stephan Obel



„Was die Nacht an Farben genommen hat, gibt sie in Gerüchen zurück.“

Anzeige

Have it your way!

Dieser Slogan kommt nicht nur bei Fastfoodketten gut an, auch das E.T.A.-Hoffmann-Theater hat das Konzept für sich entdeckt. Und anscheinend funktioniert es, wie man bei der Premiere von Alan Ayckbourns „Abenteuer im Zelt / Ein Mann protestiert“ feststellen konnte.

Foto: Claudia Holzknecht

Küsst sie ihn oder küsst sie ihn nicht? Das Publikum darf entscheiden.

Niemand weiß am Anfang des Abends was passieren wird: Den Zuschauer erwartet eine ähnliche Überraschung wie den Schauspieler. Die Szenerie bleibt immer gleich, was auch geschieht: der Garten der Familie Teasdale. Und zwar wirklich der Garten – während der Zuschauer im Studio bei geöffneter Glaswand sitzt, findet das Stück, das mit einem scheinbar normalen Tag der Familie Teasdale beginnt, im Garten des Theaters statt. Gezeigt werden dem Zuschauer zwei mögliche Anfangsszenen, ausgelöst durch kleine Unterschiede. Und schon führen die Geschichten in völlig verschiedene Richtungen. Das Stück bricht ab, die Schauspieler kommen nach vorne, das Publikum muss abstimmen, welche Geschichte sie sehen wollen.

Wer mit wem, wann und wo?

Was daraufhin auf den Zuschauer zukommt, ist eine leichte, heitere Geschichte über Liebeswirren und Verwechslungen, die einige überraschende Momente und viele Lacher bereithält. Dargestellt werden alle Personen in beiden Varianten des Stückes von nur zwei Schauspielern: Christin Wehner und Gerald Leiß, die jeweils bis zu vier verschiedene Rollen übernehmen. Das Lachen kann man sich nicht ganz verkneifen, wenn Christin Wehner mit verstellter Stimme hinter der Bühne mit sich selbst spricht – trotzdem hat man nicht das Gefühl, nur zwei Schauspieler vor sich zu haben.

Jede der Figuren wird mit viel Feingefühl dargestellt, jeder einzelne Charakter wurde sorgsam ausgearbeitet. Die lockere und kreativ-witzige Inszenierung von Rainer Lewandowski garantiert auf jeden Fall einen unterhaltsamen Abend. Wenn man das Theater verlässt (oder auch nicht, denn nach jeder Vorstellung lädt das Theater zum Gartenfest), kann man auf einen amüsanten, lockeren Abend zurückblicken.

Aber eine Frage bleibt, und die kann einen mitunter noch die ganze Nacht quälen: Was wäre passiert, wenn das Publikum sich anders entschieden hätte? Da bleibt nur eins – noch mal hingehen und hoffen, dass man auch die andere Variante zu sehen bekommt.

Claudia Holzknecht

Dozent auf Verbrecherjagd

Im neuen Roman „Teufelswasser“ von Stefan Fröhling und Andreas Reuß geht Theologe Philipp Laubmann zur Kur. Dann passiert ein Mord.

Die Fakultät Katholische Theologie an der Universität Bamberg wächst wieder. Zumindest im Roman. Gleich drei neue Lehrstühle bekommt die Fakultät im neuen Buch des Bamberger Autorenduos Stefan Fröhling und Andreas Reuß. Damit der Platz noch reicht, zieht die Fakultät sogar auf den Michaelsberg.

Dr. Philipp Erasmus Laubmann ist wissenschaftlicher Assistent am Lehrstuhl für Katholische Moraltheologie der Uni. Er schreibt derzeit an seiner Habilitationsschrift. Doch noch lieber beschäftigt Laubmann sich mit Kriminalfällen. Er ist der Pater Brown Bambergs.

Ein kauziger Hobbykriminologe

In seinem neuesten Fall stolpert der Theologe in die Ermittlungen zu einem Doppelmord. Während Laubmann in Bad Kissingen ein Moorbad genießt, stirbt in der Nebenkabine sein Bekannter Reinhold Müller. Vorher war schon die Zwillingsschwester des Opfers ermordet worden. Philipp Laubmann hat überall in Bamberg seine Quellen. Und dank seiner manchmal schamlosen Aufdringlichkeit bleibt er immer auf dem neuesten Stand.

Philipp Laubmann ist ein kauziger Typ. Er sammelt ausgefallene Begriffe, fällt ständig durch Besserwissereien auf und verbessert seine Gesprächspartner gerne oder doziert ausführlich über Franken, Bamberg und die Theologie. Neben den Seitenhieben auf die Kürzungen an der Fakultät Katholische Theologie rechnet „Teufelswasser“ auch mit Gesundheitstrends, dem Rauchverbot oder neumodischen Telefonzellen ab, die aussehen wie Pissoirs.

So lernt auch der Leser etwas dazu und kann mitfühlen, wenn Kurarzt Dr. Papst zu Philipp Laubmann sagt: „Bitte mal die Luft anhalten!“ An einigen Stellen der Geschichte ist der Wulst an Informationen fast anstrengend, meistens aber absolut unterhaltsam. So lernt man zum Beispiel, warum ein Stimmritzenkrampf tödlich sein kann. Und da „Teufelswasser“ ein Kirchenkrimi ist, erfährt der Leser viele Hintergründe aus der Kirchengeschichte.

Der Roman wird jedoch nie zu katholisch und spinnt auch keine Verschwörungstheorien à la Dan Brown. Die Krimihandlung verläuft geradezu klassisch, mit klaren Verdächtigen, aber auch überraschenden Wendungen. Spannend bleibt es auf jeden Fall bis zum Schluss.

Wegen der vielen Original-Schauplätze ist das Buch besonders für Bamberger eine interessante Lektüre. Studierende der Theologie sollten das Buch sowieso lesen. So triumphal werden sie ihre Fakultät kaum noch einmal erleben.

Daniel Stahl

„Teufelswasser“ erscheint beim Knecht-Verlag und kostet 19,90 Euro.

Anzeige

Von einem, der hoch hinaus will

Foto: privat

Manch ein Studierender kommt nach Bamberg, weil er die hiesigen Studienbedingungen schätzt. Andere wiederum , weil sie die Stadt schön finden. Für Florian Muth, der hier Angewandte Informatik und Philosophie studiert, war ein anderer Grund wichtig: die vor Bambergs Toren liegende Fränkische Schweiz, eines der größten europäischen Klettergebiete.

Ottfried traf Florian, der Klettern als Leistungssport betreibt und vier bis fünf Mal pro Woche am Felsen hängt. Mittlerweile klettert er eine 10 + (bei einem maximalen Kletterschwierigkeitsgrad von 11+). Und das mit Erfolg: Florian hat schon an mehreren Wettkämpfen teilgenommen und wurde dieses Jahr sechster bei der deutschen Meisterschaft der Hochschulen im Bouldern.

Anzeige

SÖDA
BAR
obere sandstraße 9 - bamberg

Ottfried: Wie und warum bist du zum Klettern gekommen?
Florian Muth: Nachdem ich das erste Mal mit zwölf Jahren im Bergurlaub geklettert bin und es mich sofort begeistert hat, habe ich mit 16 Jahren ernsthaft mit dem Sport begonnen. Es gibt viele Dinge, die für mich beim Klettern besonders sind. Zum Beispiel das Naturerlebnis, die intensive Auseinandersetzung mit dem Fels und die Herausforderung.

Hast du klettertechnisch irgendwelche Ziele?
Schwere Touren rund um die Welt! Ich bin schon sieben Monate für das Klettern in der Welt rumgereist. Die USA, Australien und Neuseeland sind besonders toll. Der Sport soll aber immer Hobby bleiben.

Was denkst du, warum klettern immer mehr Leute?
Weil es faszinierend ist: Eine andere Art der Herausforderung – nämlich körperlich und psychisch. Man muss sich mit vielen Dingen auseinandersetzen: Bewegung, Sicherheit, Kraft. Außerdem weiß man beim Klettern wegen der Schwierigkeitsgrade genau, wo man steht, bekommt also einen guten Leistungsnachweis über Fortschritte. Viele Leute entwickeln schnell Leidenschaft für den Sport. Tatsächlich kenne ich niemanden, der mit dem Klettern wieder aufgehört hat.

Hältst du Klettern für eine umweltschädliche Sportart?
Man muss die Natur respektieren, dann kann man ihre Abnutzung gering halten, das heißt den Müll wieder mitnehmen, Wege benutzen, und so weiter. Außerdem sollte man immer Fahrgemeinschaften bilden, da man zum Klettern meist mit dem Auto unterwegs ist.

Worauf sollte man achten, wenn man Klettern lernen will?
Jeder, in jedem Alter, kann klettern lernen. Man verbessert sich schnell, was sehr motivierend ist. Wer Klettern lernen will, sollte zuerst einen professionellen Kurs machen oder sich von einem sehr erfahrenen Kletterer mitnehmen lassen. Nicht aber mit Leuten mitgehen, die selbst Anfänger sind! Dabei ist Klettern an sich nicht gefährlich, es ist aber der perfekte Risikosport: Das gefühlte Risiko ist hoch, das tatsächliche aber sehr gering. Wenn aber mal etwas passiert, sind es fast immer menschliche und nicht technische Fehler, die dazu geführt haben.

Wie und wo kann ich in Bamberg mit dem Klettern anfangen?
Zur Zeit entwickelt sich hier eine studentische Kletterszene, was sehr schön ist. Wer klettern will, sollte sich an den DAV (www.alpenverein-bamberg.de) wenden, der in Gaustadt einen Boulderraum hat. Der ist vor allem im Winter die Anlaufstelle für Bamberger Kletterer. Hier kann man erste Versuche machen und andere Kletterinteressierte suchen und treffen. Die nächste richtige Kletterhalle ist in Forchheim, tolle Klettergebiete in allen Schwierigkeitsgraden gibt es rund um Pottenstein und Gößweinstein.

Mechthild Fischer

Alle Infos über die Felsen, Anfahrt, usw. findet man auf www.frankenjura.com. Kletterinfos gibt's außerdem auf www.climbing.de.

Schwarz-Rot-Goldene Kurven

Seit Sonntagnacht ist alles vorbei. Manche wissen nun überhaupt nichts mehr mit ihrer Zeit anzufangen und verfallen in Post-EM-Depressionen. Doch Ottfried hilft! – mit einem Rückblick auf die höchst wechselhafte Leistungskurve unserer deutschen Nationalmannschaft.

Fotos: Jakob Schulz

Note: 2+

Polen
Die Deutschen gewinnen auch kopflos gegen die selbstbewussten Polen! Tragischer Held des Spiels wird der gebürtige Pole Lukas Podolski, der mit seinen beiden Treffern schon im ersten Spiel das Ausscheiden unseres Nachbarlandes einleitet. Da in seiner Brust zwei Herzen schlagen, hielt sich seine Freude über den Sieg in Grenzen.
Übrigens: Obwohl alle vier Mannschaften unserer Gruppe Tore erzielten, kamen die Torschützen an den ersten beiden Spieltagen aus nur zwei Nationen – Polen und Kroatien.

Note: 5

Kroatien
Nach der überzeugenden Leistung in der ersten Begegnung fiel die deutsche Nationalmannschaft beim zweiten Spiel wieder in längst überwunden geglaubte Muster zurück: Rumpelfußball at its best! Die Formel „Never change a winning team“ ging dieses Mal nicht auf. Das Spiel, und durch seinen Aussetzer schließlich auch Schweini, gingen desaströs verloren.
Nun stand Ballack & Co. das Schicksalsspiel gegen den Gastgeber in Wien bevor und die Angst vor einem zweiten Cordoba ging um.

Note: 4+

Österreich
Am Ende standen ein Sieg und der Einzug ins Viertelfinale. Besonders die Abschlussschwäche der Ösis verhinderte Schlimmeres. Vor dem Spiel sagt Lehmann in der Kabine: „Ich mache Euch einen Vorschlag: Ihr geht alle einen trinken und ich spiele allein gegen die Ösis?!“ – „Klingt vernünftig!“, und so ziehen die anderen los. Nach einiger Zeit informieren sie sich über den Spielstand: Deutschland führt 1:0. Später stößt ein betrübter Jens Lehmann dazu. Sofort wollen alle wissen, was denn los sei. „Nur Unentschieden – in der 87. Minute hat Österreich ausgeglichen“, berichtet Lehmann. „Wie konnte das denn passieren?“ – „Ach, der Schiri hat mich in der 20. Minute vom Platz gestellt.“

Note: 1-

Portugal
Im Mittelpunkt an diesem Abend stand der kürzlich noch gescholtene Schweini – als „Spieler des Tages“. Von Hansi dirigiert erbrachte er die nach seiner roten Karte von Glaskasten-Jogi eingeforderte „Bringschuld“ und folgte damit auch noch den Tipps von Angi, die ihm diese auf der Tribüne beim Österreichspiel gegeben hatte. „Man muss doch tun, was die Kanzlerin sagt“, meinte Cowboy-Schweini lapidar und holte sich sein Küsschen von Freundin Sari… äh… Sarah.

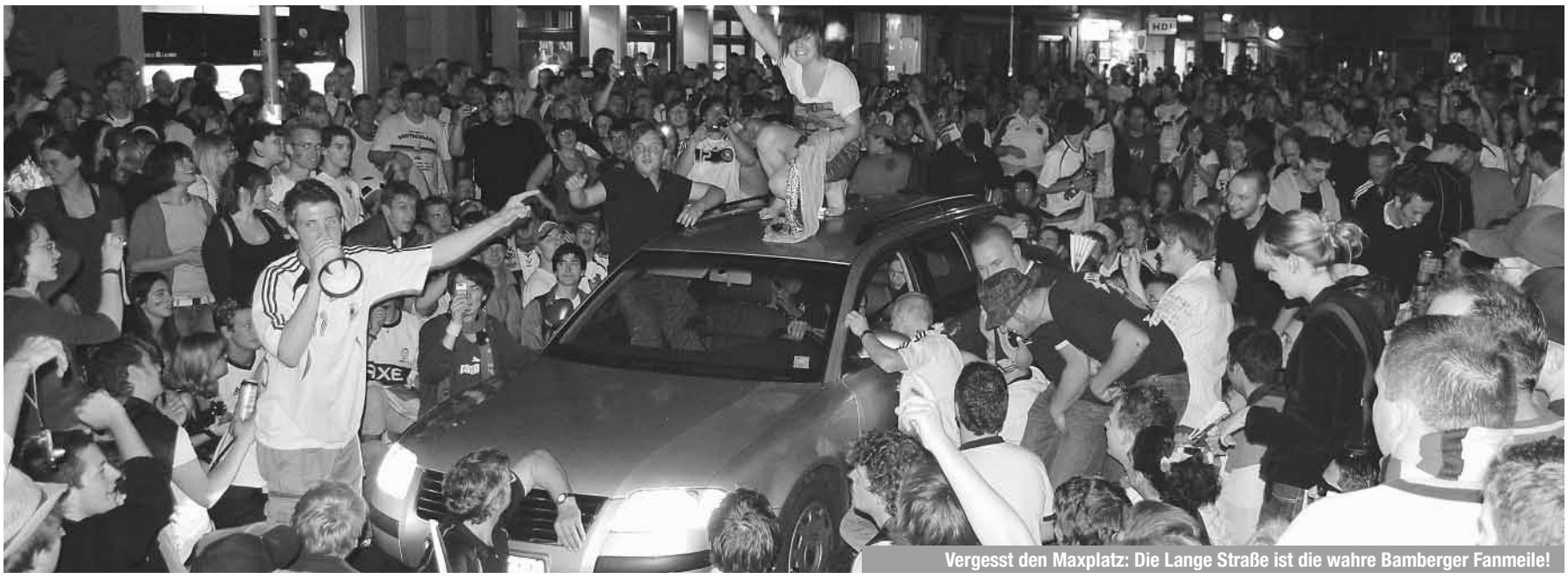
Note: 3+

Türkei
In der Halbzeit gab es nicht nur ein Unwetter in der deutschen Kabine, sondern auch im Übertragungszentrum in Wien. Eine sechsminütige Bildstörung bescherte den Zuschauern Verwirrung und Béla Réthy die größte Herausforderung seiner Karriere: Der Kommentator war den Schweizer Fernsehbildern voraus und verkündete damit die Tore drei und vier noch vor deren Vollendung.
Am auffälligsten zeigte sich der scheinbar omnipräsente Philipp Lahm, der bei gegnerischen und eigenen Toren gleichermaßen beteiligt war. Mit dem entscheidenden Treffer zum 3:2 rehabilitierte sich der „Mann mit den zwei Gesichtern“ letztendlich und ließ Poldi in einem „Humpa Humpa Tätärä“ zum Finale einstimmen.
Allein der Sieg und die tollen deutschen Tore sorgten für die befriedigende Benotung.

Note: 3

Spanien
„Der Ball ist rund. Das Spiel dauert 90 Minuten und am Ende gewinnen immer die Deutschen.“ (Gary Lineker).
Naja, wohl doch nicht immer. Schade, denn vom Feeling her hatten wir ein (sehr) gutes Gefühl und sogar ‚die Wade der Nation' hielt…
Dennoch – die Spanier haben den Titel nicht unverdient gewonnen.

Angela Esterer
Marion Weber



Vergesst den Maxplatz: Die Lange Straße ist die wahre Bamberger Fanmeile!

Viele Leistungen für viel Geld

OTTFRIED-Mitarbeiter Christian Hellermann verbrachte zwei Semester an der West Virginia University in Morgantown und lernte, wie man als richtiger US-Amerikaner seine Zeit vertreibt. Hier berichtet er über seine Erfahrungen auf einem amerikanischen Campus.

Fotos: privat

Juhuu! In den USA haben Professoren immer für mich Zeit!

Ich merkte sofort, dass Dinge auch einfach sein können: Mit meinem Account konnte ich online mit einem Passwort auf alle für die Uni relevanten Dinge zugreifen und diese ändern, wie etwa Kursanmeldung oder E-Mail. Mein Studierendenausweis erwies sich als Alleskönner. Man musste ihn nur mit Geld aufladen und schon konnte man damit kopieren, mit dem örtlichen Bus fahren und in Läden oder Restaurants (wie etwa Burger King) auf dem Campus bezahlen. Außerdem erlaubte einem diese Karte, in das zur Uni gehörige Sportzentrum zu gehen.

Verschiedene Basketball-Courts, Tischtennisplatten, Geräte zum Stählen der Muskeln, eine Schwimmhalle mit Whirlpool, eine Kletterwand und noch einiges mehr luden die Studierenden zum Schwitzen und Entspannen ein. Dies entschädigte für die spärlichen Freizeitmöglichkeiten in Morgantown.

Bib 24 Stunden geöffnet

Doch nun zum eigentlichen Zweck meines Aufenthaltes: dem Studium. Dieses wurde mir in der riesigen und per Klimaanlage auf eisige Temperaturen heruntergekühlten Bibliothek angenehm gestaltet. Gewöhnlich hatte sie während der Woche bis nach Mitternacht geöffnet. In den letzten zwei Wochen des Semesters konnten sich Studierende zu jeder Tages- und Nachtzeit der Bücher bedienen oder einen der zahlreichen Computer-Arbeitsplätze nutzen. Leider war es in Stoßzeiten trotzdem häufig schwierig, einen solchen zu ergattern.

Das viele Lernen hatte womöglich auch zur Folge, dass der Kleidungsstil an der Uni lockerer war. Die Trainingshose, am besten noch in die ausgelatschten Stiefel gestopft, war dabei neben Flip-Flops, die zuweilen auch bei Schnee getragen wurden, ein zentraler Bestandteil des Outfits. Dem Argument mangelnder Zeit am Morgen steht allerdings entgegen, dass viele der Studentinnen sich übermäßig stark schminkten. Auf der anderen Seite bekam ich auch einige Studenten im Anzug zu Gesicht. Am Abend jedoch, wenn es in eine der zahlreichen Bars oder Diskos ging, donnerten sich viele Studierende regelrecht auf. Viele gingen mit Hemd und Krawatte aus, um den Ruf der Party-Uni Nummer 1 zu verteidigen.

Verschulter Unterricht

Doch zurück zum Studieren. Das Studium selbst ist stark verschult. Zu Beginn des Semesters musste ich die verlangten zwei bis vier Bücher kaufen, um dann während des Semesters Woche für Woche mein Pflichtpensum abzuarbeiten. Wenn ich das nicht schaffte, hing ich schnell hinterher. Außerdem war es schwierig, zusätzliche Texte in einer Fremdsprache nachzuarbeiten. Allerdings kam ich vor lauter Papers, Tests, Abfragen und Prüfungen kaum dazu, mit fehlenden Sprachkenntnissen zu hadern. Obwohl der Arbeitsaufwand während des Semesters recht groß war und ich unter anderem eine 20-seitige Hausarbeit in Politik anzufertigen hatte, musste ich keine Arbeit in die Ferien mitnehmen.

„Students come first“

Die Professoren waren bei allem sehr zugänglich und hilfsbereit. Nach wenigen Wochen kannten alle meinen Namen und boten mir ihre Unterstützung an. Die Hierarchien zwischen Lehrenden und Lernenden sind nicht hoch. Mein Geschichtsprofessor James Siekmeier sagte zu mir: „Ich bin froh, wenn ich in Hausarbeiten auf etwas stoße, das ich selber noch nicht weiß“, und betonte, wie wichtig ihm der Austausch mit den Studierenden sei.

Zudem boten die Professoren ihre Hilfe auch außerhalb der Sprechstunden an, die mindestens zweimal pro Woche stattfanden. Selbst wenn er beschäftigt sei, werde er versuchen sich den Studierenden zu widmen, sagte Politikdozent Donley Studlar zu Beginn des Semesters: „Students come first.“

Alles in allem hat mir das Studium viel Spaß gemacht. Manche Kurse sind relativ einfach und die Bewertung ist fast etwas zu positiv. Bei den meisten Tests geht es eher um auswendig gelernte Fakten als um die Anwendung des Gelernten. Etwas von dem positiven Verhältnis und dem regen Austausch mit den Professoren würde ich mir auch an manchen Lehrstühlen in Bamberg wünschen. Allerdings bin ich mir nicht sicher, ob ich – wie Studierende an der West Virginia University – auch bis zu rund 7 000 Dollar an Studiengebühren pro Semester als Undergraduate-Student bezahlen wollte.

CHRISTIAN HELLERMANN

Campus: Bei diesem Wetter Flip Flops? Verrückt.

Spanische Gelassenheit lernen

Zuerst Salsa und dann Tapas oder andersherum? OTTFRIED-Mitarbeiterin Anja Bartsch war in Salamanca auf der Suche nach spanischer Lebensart. Doch am Ende wird das Heim- doch stärker als das Fernweh.

Den Wanderrucksack unter den Sitz geklemmt, die Hände fest in die Laptoptasche verkrallt. So sitze ich im Bus bei meiner ersten Fahrt nach Salamanca, einer zentralspanischen Stadt nordwestlich von Madrid. Auf der Fahrt von Madrid durch die Region Kastilien-León überrascht mich die Landschaft. So weit das Auge reicht trockene Steppe, ein paar Bäume auf weiter Flur, und vor allem eins: Rinder, schwarz wie die Nacht. Vor meiner Abreise habe ich mir vorgestellt, wie herzlich die Spanier sein würden. Im Gegensatz zu Deutschland, dem Land der Bürokratie, in der vor allem zählt, wieviel man im Leben leistet. Ja, ich hatte großes Fernweh.

Foto: Privat

Der Plaza Major in Salamanca begeistert nicht nur Anja.

Multikulturelle Partystadt

Als wir uns Salamanca nähern, tut sich eine gewaltige Kulisse auf. Die Kathedrale, kilometerweit zu sehen, erhebt sich auf einer Anhöhe mächtig über die gesamte Stadt, deren Altstadtgebäude aus gold schimmerndem Sandstein ebenfalls eindrucksvoll wirkt. Trotz der überschaubaren Größe von knapp 160 000 Einwohnern genießt Salamanca den Ruf einer Partystadt mit internationalem Flair und einer Kneipendichte, die den 32 000 Studierenden mehr als gerecht wird. Vor allem Lateinamerikaner tummeln sich hier, die oftmals wegen des guten Rufs der Uni kommen.

Ein Jahr im Ausland zu verbringen bedeutet vor allem, mit Klischees aufzuräumen: Nicht jeder Spanier ist freundlich und weltoffen, genauso wenig, wie jeder Deutsche ernst und ordentlich ist.

Die Erfahrung zu machen, an jedem möglichen und unmöglichen Ort – im Supermarkt, an der Uni – ein Nummernticket zu ziehen, um dann knapp eine Stunde zu warten, bis alle Nummern vor der eigenen in einer unendlichen Langsamkeit aufgerufen worden sind, lässt mich mit einem gelassenen Blick auf die angebliche deutsche Bürokratie blicken.

Spanisches Laissez-faire

Das Lebensgefühl des „leben und leben lassen“ regt zum Nachdenken an: Steht Leistung wirklich jederzeit über dem Erleben des Augenblicks? Der Alltag im Leben meines spanischen Mitbewohners Vicente sieht so aus: Gegen neun steht er auf, um bis mittags in die Uni zu gehen. Gemütliches Zusammensein im Wohnzimmer beim „Simpsons“-Schauen während der Siesta ist spanische Lebensart. Abends geht es dann oft zum Salsa tanzen, ab zehn weiter, um Tapas zu essen. Die Devise lautet stets: „Tranquilo“ – ruhig, lass dir Zeit!

Ein paar Tage vor der Heimkehr nach Deutschland lässt man das gesamte Jahr Revue passieren: Man ist selbstständiger, vielleicht weltoffener geworden. Der ferne Blick auf Deutschland ist milder und versöhnlicher geworden, das Heimweh holt einen ein. Dinge wie Schwarzbrot, die deutsche Leistungsbereitschaft, das Gefühl für Perfektionismus, all das gehört zu einem selbst. Trotzdem: Viva España, ich hatte ein unvergessliches Jahr!

ANJA BARTSCH

Wohnungssuche auf Französisch

Paris tut sich schwer, allen seinen Bürgern eine bezahlbare Bleibe zu bieten. Als Austauschstudent hat man es da leichter!

Nach der Zusage des Auslandsamtes für die Université Paris X-Nanterre machte ich mich Ende August auf Wohnungssuche in der Seine-Metropole. An schwarzen Brettern, in Internetforen und Zeitungen suchten wir günstige Zimmer. Günstig heißt in Paris 400 Euro pro Monat für ein neun Quadratmeter-Zimmer im siebten Stock ohne Aufzug mit Gemeinschaftsklo! Zudem machte sich die mangelnde Spracherfahrung bemerkbar. Nach meinem ersten Anruf hatte ich zwar einen Besichtigungstermin, aber weder Uhrzeit noch Adresse verstanden. Lediglich den Wochentag konnte ich heraushören.

Schließlich fand ich dennoch eine nette Familie, die bereit war, mich trotz begrenzter Kommunikationsfähigkeit für 400 Euro monatlich aufzunehmen. Auch mein Leidensgenosse fand quasi zeitgleich eine Unterkunft.Etwas anders gestaltet sich die Suche für all diejenigen, die keine finanziellen Rücklagen haben oder aufgrund ihrer Hautfarbe oder Herkunft mit Vorurteilen zu kämpfen haben. Laut der Stiftung *Abbé Pierre* suchen in Frankreich jedes Jahr vier Millionen Menschen ein neues Zuhause. 3,3 Millionen Menschen hausen zudem unter miserablen Umständen oder ganz auf der Straße. Zahlreiche Organisationen wie *Emmanäus* oder *Abbé Pierre* kümmern sich um die Betroffenen und machen immer wieder mit spektakulären Aktionen auf sich aufmerksam. So bauten die *Enfants de Don Quichotte*, eine weitere Hilfsorganisation, letzten Dezember eine Zeltstadt am Seine-Ufer auf.

Auch die *Association Droit au logement* (DAL), zu deutsch „Recht auf eine Wohnung“, kümmert sich um Menschen, die versuchen, in einer der wenigen Sozialwohnungen zu gelangen. Jedoch sei die durchschnittliche Wartezeit zehn Jahre, erklärt Françoise, eine der Freiwilligen, die sich um die Hilfesuchenden kümmern. Eine junge Frau aus Tunesien erzählt, sie habe die letzten beiden Jahre bei ihrer Schwester gewohnt, die die Wohnung nun aufgeben will. Sie stünde dagegen mit ihrem Kind nun alleine da. In der Regel leben die Menschen in Hotels oder Herbergen, oft unter Bedingungen, neben denen eine Hartz-IV-Wohnung wie eine Villa in Malibu aussieht. „Ich habe Fotos der Räume gesehen. Es war grauenhaft“, versichert Françoise.

Foto: Privat

Wohnungsnot zwingt in Paris viele Menschen dazu, auf der Straße zu leben.

Hartz-IV Wohnung gleicht Villa

Um die Lage zu verbessern hat die französische Regierung im Januar dieses Jahres ein Gesetz zum Recht auf eine angemessene Unterbringung verabschiedet. Bis Juni hatten bereits 7 200 Haushalte eine Anfrage bei der Pariser Wohnungsbehörde gestellt. „Jedes Jahr baut Paris faktisch nur 2 000 neue Sozialwohnungen“, erklärt Didier Bagheriche, ebenfalls Mitglied der DAL, „aber wir haben 120 000 Menschen, die solch eine Wohnung wollen.“

TORSTEN WELLER

Der seelenruhige Sammler: „Och bitte, nur noch der eine!“

Jungs-Mädels-Kolumne

Anzeige

Erwachsen werden ist nicht schwer, erwachsen sein dagegen sehr. Doch wann ist man erwachsen? Eine neue Folge der Ottfried-Kolumne „Der offene Brief“ und ein schockierender Tatsachenbericht von der hart umkämpften Front zwischen Ratio und Pan-Syndrom.

Liebe Nicole,

ich muss jetzt mal was loswerden, und über ein Thema berichten, das mir noch immer ein grauer Fleck im Geschlechterverhältnis zu sein scheint. Und nach wie vor gnadenlos unterschätzt wird. Neulich erzählte mir ein Freund, seine bessere Hälfte habe ihm zum Vorwurf gemacht, er arbeite zu viel an seinen Drahteseln. „Du hast doch nur einen Arsch, warum brauchst Du mehr als ein Fahrrad?“ soll in etwa der Wortlaut gewesen sein. Ich war fassungslos. Er wohl auch. Jedoch weniger über den im Subtext der Anklage mitschwingenden Vorwurf der Vernachlässigung, als vielmehr über deren abstruse Begründung. Als ob es darum ginge!

Natürlich braucht man nur ein Fahrrad. Aber wer mag schon das Suffizienzprinzip bemühen, wenn es um Leidenschaften geht?? Auch sei ihm bereits mehrfach vorgeworfen worden, er verbringe deutlich zu viel Zeit beim Tätowierer. Nun gehört besagte Freundin mitnichten zu der Sorte Frau, der man ebenso gut ihre inflationäre Anschaffung von Handtaschen vorwerfen kann, sie ist da eher spartanisch. Trotzdem: Warum müssen Frauen immer und immer wieder mit dem Funktionalitätsfaktor ankommen? Natürlich ist es unlogisch, seinen kompletten Dachboden (Männer haben eigens dafür das wundervolle Wort „Hobbyraum“ erfunden) mit Miniatureisenbahnen zuzubauen, ganze Monatsgehälter in Minikühe, Minibushaltestellen und neue Mini-ICE-Waggons zu investieren, während die holde Gattin ein weiteres Jahr ihren Urlaub auf Balkonien verbringen muss. Natürlich ist es unlogisch, sich ein unausgepacktes Actionfigurenset von Tim Burtons Klassiker „A nightmare before Christmas“ aufs Regal zu stellen, eine Zitronenpresse in Form des Kopfes von Angela Merkel oder eine „Granny-Carrera-Bahn“ mit aufziehbaren Rollstuhlomas statt Autos.

Aber noch mal: Wen interessiert das? Und wenn dann eine weitere Anschaffung ansteht, die zum Nutzwert des Haushalts augenscheinlich nicht viel beitragen wird, kann man auf die mahnende Frage „Wirst Du eigentlich auch mal erwachsen?“ seinen Hintern verwetten. Oder seine Carrera-Bahn.

Warum ist das so? Während Männer im Leben ohnehin auf dem Siegertreppchen stehen, ob sie vorher mitspielen oder nicht, müssen Frauen sich ständig selbst übertreffen, um überhaupt eine Chance zu haben. Es ist ein struktureller Bürgerkrieg. Und im Krieg braucht man auch eher Sol-

daten als Museumspädagogen. Männer können folglich seelenruhig dem Blödsinn frönen, während Frauen gezwungenermaßen existenziellere Anliegen quälen. Ungerecht ist das. Ungerecht ist es aber auch, die Maschine zu Hause umkehren zu wollen. Denn oft ist man(n) eben kein patriarchalischer Tyrann, sondern eher ein sanftmütig-infantiler Kronkorkensammler oder bekloppt-besessener Fahrradschrauber. Dafür kann er nichts. Mein Vorschlag: „Live and let live“ in den eigenen vier Wänden und „Rage against the machine“ gemeinsam vor der Haustür. Das Leben ist keine Carrera-Bahn. Eine Lohnsteuererklärung ist es aber auch nicht.

Dein Marc

Fotos: Daniel Stahl

Der existenziell gequälte Kämpfer: „Frau, werd endlich erwachsen!“

Lieber Marc,

ich muss dir leider sagen, dass ihr Männer mir gar nicht leid tut. Denn am meisten tue ich mir selber leid. Wenn ich nach einem harten Tag nach Hause komme, dann finde ich meinen Freund im Garten. Gießt er etwa die Blumen? Nein – er wirft emsig ein putziges kleines Spielzeugflugzeug Marke 1. Weltkrieg in die Luft. Dabei zählt nicht, dass schon ein Propeller abgebrochen ist. Denn man kann ja trotzdem immer weiter selbstaufgestellte Rekorde brechen. Gerade dann, wenn das Ding gar nicht mehr fliegt. Am liebsten macht Mann das ja zusammen mit seinem besten Freund. Da werden auch schon mal in Sammelbestellung ferngesteuerte Autos oder Flugzeuge geordert. Am besten aus Asien, denn dann dauert die Lieferung vier Wochen – mit Zoll.

Aber wenn meine Freundinnen und ich auf die Idee kommen, fette Schoki-Torte mit den Fingern zu essen oder viel Geld für ein Boygroup-Konzert auszugeben, dann lacht ihr uns aus. Und das drei Wochen lang. Meine „Die Drei ???“-Kassettensammlung halte ich in Ehren und gerate in Ekstase, wenn es eine neue Folge gibt. Jetzt gerade schaut mich mein gepiercter Furby traurig an.

Im Grunde ist es doch ganz einfach. Ich würde dir nicht verbieten, mit deinen Modellautos zu spielen, denn eigentlich wollen wir uns alle doch nur ein bisschen von unserer Kindheit erhalten. Ehrlich gesagt find ich es schnöde langweilig, wenn Männer so ernst sind. Dann lieber der Typ, der eine Carrera-Bahn hat. Am schlimmsten sind diejenigen, die im Sommer nicht zum See fahren wollen, denn das wäre ja „zu anstrengend“. Leider ist so vieles im Leben ungerecht. Wenn sich dein Kumpel zu viel mit seinen Fahrrädern beschäftigt und weniger mit seiner Freundin, kann ich mir denken, wohin die Leidenschaft geflohen ist. Oder seiner Freundin ist einfach langweilig. Wie wäre es mit Töpfern? Das hat sogar eine Funktion, denn in den Vasen könnten die Tim Burton Actionfiguren verschwinden. Und der EMP-Katalog gleich dazu.

Was war da noch? Die existenziellen Anliegen? Mich quält da gar nichts. Außer die Frage, wann Take That wieder auf Tour gehen. Und seit es Sing Star gibt, streiten sich Pärchen auch nicht mehr darum, ob die Playstation weg soll oder nicht. Also auf, zusammen in den Krieg! – natürlich am liebsten bei Doom.

Deine Nicole

Anzeige

BERUFE IN DEN MEDIEN

Der MedienCampus Bayern e.V. ist der Dachverband für Aus- und Weiterbildung in den Medien in Bayern. Wir bieten Informationen zu über 200 Medienberufen, beispielsweise in den Bereichen Print, Hörfunk, Fernsehen, Multimedia, Werbung und PR, Design, Medienmanagement und -technik. Fragen, Antworten und Informationen zu rund 70 Bildungseinrichtungen gibt es im Internet unter **www.mediencampus-bayern.de**

Vormerken:
MEDIENTAGE MÜNCHEN
29. bis 31. Oktober 2008
ICM München – Eintritt frei

MedienCampus Bayern e.V.

Wagmüllerstraße 18
80538 München
Tel. 089/21 88 91-0
Fax 089/21 88 91-70
buero@mediencampus-bayern.de

Vorstandsvorsitzender:
Staatsminister Eberhard Sinner

Geschäftsführung: Prof. Dr. Gabriele Goderbauer-Marchner

OTTCOMIC: WELTASCHE ZUM FRÜHSTÜCK

Comic: Johannes Hartmann

Anzeige

Uniabo

// Spielzeit 2008/2009

Von wegen Spiel! Früher war die Bühne Lehranstalt des Lebens. Da wurden Tabus gebrochen, Revolutionen gestartet und Helden gefeiert. Heute findet alles Unglaubliche, Unfassbare und Unerhörte auch in der wirklichen Welt statt.

Unglaublich, unfassbar, unerhört: Theater macht den Unterschied.

Aber sieh mal einer an: Theater ist und bleibt der Ort der Begegnung - mit der Magie des gespielten Wortes und den zum Leben erwachten Gedanken der Dichter und Denker. Theater ist das Leben in klein, bunt und anders, die Summe der sinnlichen Unterhaltung und der Divan des Zeitgeschehens.

Tritt ein und lass dich überraschen

www.theater.bamberg.de

Uni-Abo XXL (Ex-Studentenabo) 66,00 €
4 Schauspiele, 1 Musical, 1 Freilichtstück, 4 Studiostücke

Sugar	Sa	18.10.2008
Die Probe	So	11.01.2009
Tod eines Handlungsreisenden	So	01.02.2009
Wenn der Konny mit der Petra	So	05.04.2009
Romeo und Julia	Mi	27.05.2009
Don Camillo und Peppone	So	28.06.2009

und vier Aufführungen im Studio nach Wahl:

Gott des Gemetzels	im Oktober / November
Hikikomori	im Januar / Februar
Pool (No Water)	im März / April
Creeps	im Juni / Juli

Und für den kleinen Geldbeutel gibt es jetzt das **Neu!**

Uni-Abo (neu) 33,00 €
3 Studiostücke und 2 Schauspiele im Großen Haus

Hikikomori	So	25.01.2009
Pool (kein Wasser)	Fr	03.04.2009
Creeps	Sa	27.06.2009

und zwei Schauspiele im Großen Haus nach Wahl

// Theaterkasse: E.T.A.-Hoffmann-Platz 1, 96047 Bamberg / mail: kasse.theater@stadt.bamberg.de
Di-Sa 10-13 Uhr, Mi 16-18 Uhr
// Telefonische Info und Kartenreservierung: Telefon (0951) 87 30 30, Fax 87 30 39 / Di-Fr 9-13 Uhr

eta
hoffmann
theater
bamberg